

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **92 (2013)**

Heft 3

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Skandalsiedlung – Studis droht Rauswurf wegen Partys
Ewige Verfahren – Lehrstühle bleiben unbesetzt

ZS 26.04.2013
Zürcher Studierendenzeitung
3/13



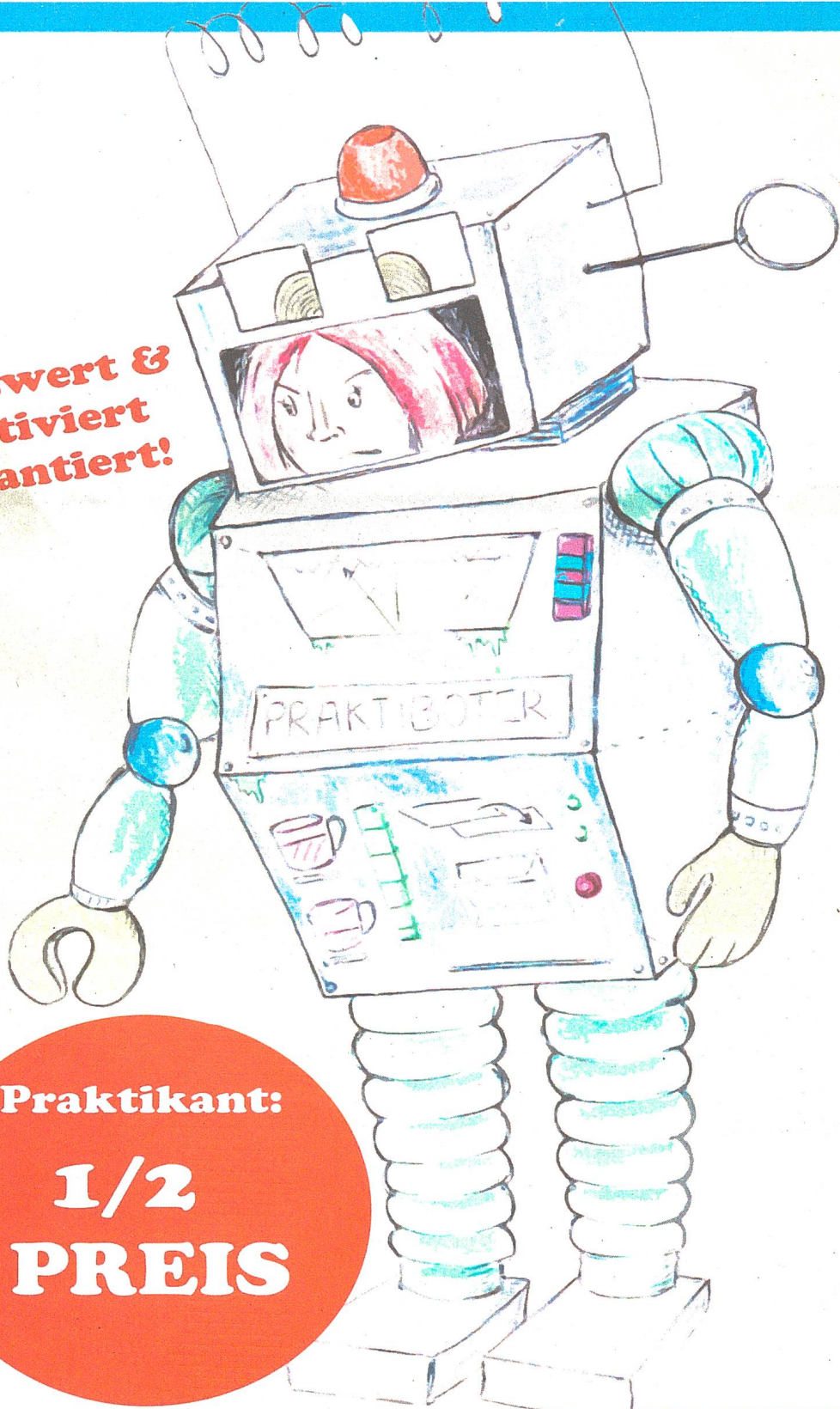
AZB
8001 Zürich

Das Praktikariat Studierende schufteten für lau

03
Zentralbibliothek Zürich
Margrit Meyer Kälin
Tausch- und Geschenkstelle
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

0008637 /

**Preiswert &
motiviert
garantiert!**



**Praktikant:
1/2
PREIS**

Die Seiten des Verbandes: 14 und 15
VSUZH
Verband der Studierenden
der Universität Zürich

Name der Redaktion bekannt.» Bei vielen unserer Artikel steht das am Abschluss. Offenbar möchte kaum jemand seinen Namen in der Zeitung lesen. «Pass auf, was du sagst, der arbeitet bei der Zeitung.» Dies hörte ich in letzter Zeit beim Bier mit Freunden öfters. Oft scherzeshalber und manchmal ernsthaft gemeint. Um das Vertrauen in Journalisten stehts nicht zum Besten. Da haben uns diverse Kolleginnen und Kollegen mit ihren Artikeln einen Bärendienst erwiesen: Quellen zu wenig geschützt oder unsauber gearbeitet.

Die Berichterstattung der Rundschau rund um die von Professor Christoph Mörgeli betreuten Doktorarbeiten und darauffolgende Racheaktion der Weltwoche zeigen dies: Hier berichtet die Rundschau über eine ehemalige Doktorandin, welche in Bulgarien Quellen gefunden und transkribiert hatte. Wie viele solche Doktorandinnen betreute Mörgeli in den letzten Jahren wohl? Quellenschutz sieht anders aus.

Dort beschuldigt die Weltwoche einen Zahnarzt, er habe der Rundschau vertrauliche Daten zugespielt. Dieser streitet das ab. Die Weltwoche behauptet indes, sie habe den Zahnarzt aufgrund der Silhouette, die im Rundschaubericht zu sehen war, erkannt. Dass diese verfremdet wurde, hat sie nicht bedacht. Saubere journalistische Arbeit ist das nicht.

Es ist nicht so, dass wir keine Fehler bei unserer Arbeit machen würden. Aber wenigstens machen wir uns Gedanken dazu.



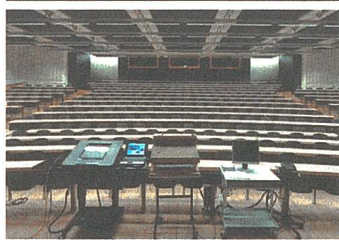
*Corsin Zander,
Redaktionsleiter*

Inhalt

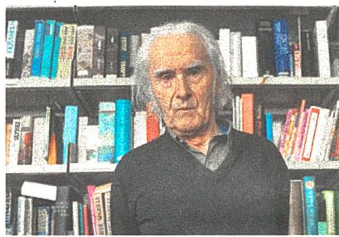
Gentech-Weizen	7	Kulturspalten	24
Freiwillige Beiträge	8	Senf	25
Medikamente für alle!	9	90 Jahre ZS	34
GuT fürs Studium	9	Interdisziplinäres	37
Vakante Professuren	10	Impressum	38
Schnipselseite	13	Leserbriefe	38
VSUZH-Seiten	14		
Ferien im Kloster	16		
ZS testet: Uni-WCs	18		
Bilderrätsel	20		



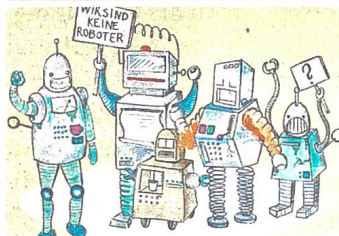
4 Krach um JUWO-Siedlung
Wegen Partys, Müll und fliegenden Flaschen droht 300 Studis die Kündigung.



11 Präsenzplicht ungültig
Schwänzen ohne Konsequenzen:
Der Präsenzliste fehlt eine rechtliche Grundlage.



22 Ein Leben für James Joyce
Fritz Senn kennt den Ulysses-Autor wie kein Zweiter und erzählt über dessen Liebe zu Zürich.



26 Das Praktikariat
Arbeiten zum Hungerlohn.
Wie Praktikantinnen und Praktikanten ausgebeutet werden.



36 Duell: Früh aufstehen
Frühaufsteher gegen Langschläfer.
Im Morgengrauen aus dem Bett oder doch noch liegen bleiben?

Studium

Text: Melanie Sauter

Bild: Natalja Burckhardt

Skandalsiedlung am Röntgenplatz

In einer Überbauung des Jugendwohnnetzes im Kreis 5 leben 300 Studierende. Weil einige laute Partys feierten, bekamen alle eine Kündigungsandrohung.

Als Theo* das grosse, eiserne Tor öffnet und den Innenhof betritt, knallt neben ihm eine Wodkaflasche auf den Boden und zerspringt in tausend Stücke. Auf einem Balkon über ihm war die leere Flasche ihrem Besitzer überflüssig geworden. Aus den Fenstern hängen Abfallsäcke. Der Fassade entlang rinnt eine braune Flüssigkeit. Andere schmeissen ihren Müll direkt in den Hof. Ein Bewohner berichtet von Erbrochenem, das vom Nachbarbalkon durchs Küchenfenster tropfte. Letzten Sommer weckten zudem Woche für Woche rauschende Feste die Anwohner auf.

Das Sorgenkind des JUWO

Theo ist einer von 300 Studierenden und Auszubildenden, die in der Genossenschaftssiedlung am Röntgenplatz wohnen. Die roten Backsteinhäuser sind renovationsbedürftig. Bis die Bauarbeiten beginnen, hat die Genossenschaft sie dem Jugendwohnnetz (JUWO) zur Zwischennutzung übergeben. Das JUWO bietet bezahlbare Wohnungen für junge Leute an. Die Bauarbeiten werden immer wieder aufgeschoben. Die Bewohner rechnen ständig mit einer Kündigung. Entsprechend sorglos gehen einige mit ihrer Unterkunft um. Viele wohnen zum ersten Mal ausserhalb des gut behüteten Elternhauses.

Der Röntgenplatz liegt im Stadtkreis 5, also genau da, wo junge Leute am liebsten wohnen. Aber auch genau da, wo viele andere Menschen leben, deren Tagesrhythmus von 7 bis 19 Uhr dauert, und nicht umgekehrt. Obendrein hallen in dem Innenhof auch die leisesten Geräusche laut wider, eine Art Amphi-

theater-Effekt. Eine gemütliche Diskussion mit Bier und Zigi hört sich für die Nachbarn schnell wie ein Streit eines temperamentvollen Pärchens an.

Das JUWO hat reagiert: Seit letztem September patrouilliert ein privater Sicherheitsdienst durch die Siedlung. Er

«Die Partys beginnen wieder und unsere Probleme ebenso.»

rügt laute WGs direkt und erstattet jeden Morgen Rapport an die Verwaltung, mit genauen Wohnungsangaben und der Uhrzeit. Theo und die anderen Mieter erhielten zudem allesamt eine Kündigungsandrohung. Viele sind empört: «Warum droht man uns mit der Kündigung, wenn andere laut sind?», fragt sich eine Bewohnerin.

Walter Angst vom Mieterinnen- und Mieterverband Zürich findet das Vorgehen des JUWO problematisch. «Wird wegen Lärm gekündigt, ist es notwendig, dass klar ist, aus welcher Wohnung der Lärm kommt», sagt er. Rechtlich sei eine kollektive Kündigungsandrohung aber nicht explizit verboten, erklärt Angst, in der Praxis jedoch wirkungslos. Katharina Hohermuth, Geschäftsleiterin des JUWO, begründet die Massnahme auf Anfrage mit nicht enden wollenden Reklamationen. «Jeden Morgen war mein Postfach voll mit E-Mails von Anwohnern, welche die ganze Nacht kein Auge zutun konnten.» Sowohl Nachbarn aus den umliegenden Häusern als auch JUWO-Bewohner selber fühlen sich durch den Lärm massiv gestört. «Nach

wiederholten telefonischen Nachfragen sowie schriftlichen Abmahnungen blieb uns nichts Anderes mehr übrig, als die Securitas allnächtlich patrouillieren zu lassen. Die Mieterinnen und Mieter wurden abgemahnt. Bei wiederholte Verstoss gegen die Nachtruhe musste leider auch schon Kündigungen ausgesprochen werden.»

Drohungen nicht abgesprochen

Recherchen der ZS zeigen, dass die Massenkündigungsandrohung JUWO intern nicht abgesprochen war. Peter Macher, Stiftungspräsident des JUWO und Sekretär des Mieterverbandes, muss bei mietrechtlichen Auseinandersetzungen informiert werden. Erst von der ZS erfuhr er von den Kündigungsdrohungen und zeigte sich überrascht über die Vorgänge. Nachdem er sich bei der Geschäftsleitung informiert hatte, kritisierte er die Massenkündigungsandro-

Die Nachbarn haben keine Freude.



Schauplatz von ausschweifenden Partys: Der Innenhof der JUWO-Siedlung.



lung als «nicht korrekt». «Diese Praxis sollte nicht Schule machen», so Macher.

Die Kündigungsdrohung und die tiefen Temperaturen liessen während der Wintermonate schliesslich Ruhe einkehren in der Siedlung am Röntgenplatz.

Ein Fest für Ruhe und Ordnung

Als Theo nach einer ruhigen Nacht Richtung Bibliothek aufbricht, sieht er am schwarzen Brett der Siedlung einen Anschlag. Das JUWO bittet die Bewohner, zu einem «friedlichen Mit- und Füreinander» beizutragen, und sucht einen Verantwortlichen pro Haus. Auf einen ähnlichen Aufruf zeigten im Herbst nur zwei Personen Interesse an der zusätzlichen Verantwortung. Auch Theo hat keine Lust, für seine Nachbarn den Moralapostel zu spielen.

Dabei geht es Hohermuth nicht in erster Linie um Kontrolle. Sie überlegt sich, für und mit den JUWO-Mietern sowie den Anwohnern ein kleines Fest

im Innenhof zu organisieren. Dies in der Hoffnung, dass alle Mieter wieder eine direktere Kommunikation pflegen können und vor allem vermehrt aufeinander Rücksicht nehmen. «Wir würden uns freuen, wenn diesen Sommer so etwas zustande kommen würde. Das rücksichtslose Verhalten einiger junger Erwachsener ist schwer zu verstehen. Die Wohnungssituation in der Stadt ist prekär und viele könnten sich ohne das JUWO keinen eigenen Wohnraum leisten», sagt Hohermuth. «Es wäre schade, wenn nun wegen weniger Unbelehrbarer keine Wohnungen mehr an junge Leute vermietet würden.»

Und Hohermuth weiss, wovon sie spricht. Denn die Siedlung am Röntgenplatz ist nicht die einzige, die Probleme macht. In einer ebenfalls vom JUWO zwischengenutzten Siedlung an der Seebahnstrasse sieht es ähnlich aus. Zudem kommen in den nächsten Jahren weitere Siedlungen hinzu. Für die Wohngenos-

schaften überwiegen trotz Lärm und Dreck die Vorteile einer Zwischennutzung. Hausbesetzungen werden verhindert und Mietausfälle kompensiert.

Theo studiert mittlerweile in Berlin. In seinem Zimmer wohnt jetzt eine andere Studentin. Vor ihrer Tür hängt ein Aushang des JUWO: «Es wird Frühling, die Nächte werden lauer, die Partys beginnen und unsere gemeinsamen Probleme wahrscheinlich ebenso.» ♦

*Name der Redaktion bekannt.

MIETRECHT

Nach einer schriftlichen Androhung darf eine ausserordentliche Kündigung mit einer Frist von 30 Tagen auf ein Monatsende erfolgen. Der Kündigungsgrund muss vom Vermieter für die betroffene Wohnung belegt werden können. Erfolgt eine ausserordentliche, fristlose Kündigung ohne die erforderlichen Beweise, passiert genau das Gegenteil: Der Mieter erhält einen Kündigungsschutz für drei Jahre.

STF
Schweizerische Textilfachschule
TEXTILES | FASHION | MARKETING

Master Product Management Fashion & Textile

Infoabende in Zürich (19:00):
7. Mai
29. Mai

Dauer: 3 Semester berufsbegleitend
Themen: Textiles, Mode, Business
Vertiefung: je nach Vorbildung und Interesse

Gerne beraten wir Sie bei einem persönlichen Gespräch.



Schweizerische Textilfachschule
Wasserwerkstrasse 119
CH-8037 Zürich
www.textilfachschule.ch



Die akademischen Titel wie BSc und MSc werden in Kooperation mit Partneruniversitäten verliehen.



University of Zurich ^{UZH}

Master of Arts

Multilingual Text Analysis
Multilinguale Textanalyse
Analyse Multilingue de Texte

The University of Zurich offers an innovative specialized Master in Comparative Corpus Linguistics, combining Computers and Linguistics.

An interdisciplinary programme by
The English Department
The Institute of German Studies
The Institute of Romance Studies
The Institute of Computational Linguistics

Start: every September
Application deadline: end of April

Further information:
www.mlta.uzh.ch
mlta@cl.uzh.ch



Das aki – ein spiritueller Ort mitten im Studienalltag!

Nächste Veranstaltungen im aki zum Thema „nur geträumt?“:

Samstag, 27. April und 25. Mai, jeweils 19.00h

aki classics

Hochstehende klassische Konzerte von jungen talentierten Musikern und Musikerinnen.

Donnerstag, 02. Mai, 18.30h

Licht im Dunkeln - Gespräch zum Film „Thorberg“ von Dieter Fahrner

Gespräch mit Dieter Fahrner, Regisseur, Dr. Béatrice Acklin Zimmermann, Paulus Akademie und Adrian Marbacher SJ, aki.

Freitag, 17. Mai, 19.00h Aufführung, ab ca. 21.30h Gespräch

Anouilh's „Antigone“ im aki - Aufführung und Werkstattgespräch

Das Theater aktiv gibt Jean Anouilh's Klassiker „Antigone“ im aki. Anschliessend Gespräch zur Inszenierung, den Figuren und der Aktualität des Stückes.

mehr infos: www.aki-zh.ch
Hirschengraben 86 (unterhalb der Polybahn), 8001 Zürich. Tel. 044 254 54 60; info@aki-zh.ch

aki

Katholische Hochschulgemeinde

Gemeinsam gegen institutionellen Rassismus.
Bildung für alle!

Carlos Leal



Diese Schule braucht es!

Sportfreunde bestrafen?

NEIN

zum Konkordat am 9. Juni 2013
www.kollektivbestrafung-nein.ch

Widerstand gegen Gentech-Weizen

Biologen an der Uni Zürich experimentieren mit gentechnisch verändertem Weizen. Jetzt sind Freilandversuche geplant. Das gefällt nicht allen.

Das Institut für Pflanzenbiologie der Universität Zürich will gentechnisch veränderten Weizen im Freiland testen (siehe Kasten). Ende Januar wurde ein Bewilligungsgesuch beim Bundesamt für Umwelt (BAFU) eingereicht. Der Entschluss soll im Juni fallen.

Gabriel Meier, dem Vorsitzenden der Fraktion kritische Politik (kriPo) im Studierendenrat, gefällt das Vorhaben nicht. Neben nicht ausreichend kontrollierbaren Risiken bei Freilandversuchen seien auch die dafür notwendigen Kosten viel zu hoch. Zuspruch bekommt Meier von Marianne Künzle, Landwirtschaftsexpertin von Greenpeace. Sie betont, dass momentan gar keine Nachfrage für Gentechpflanzen bestehe.

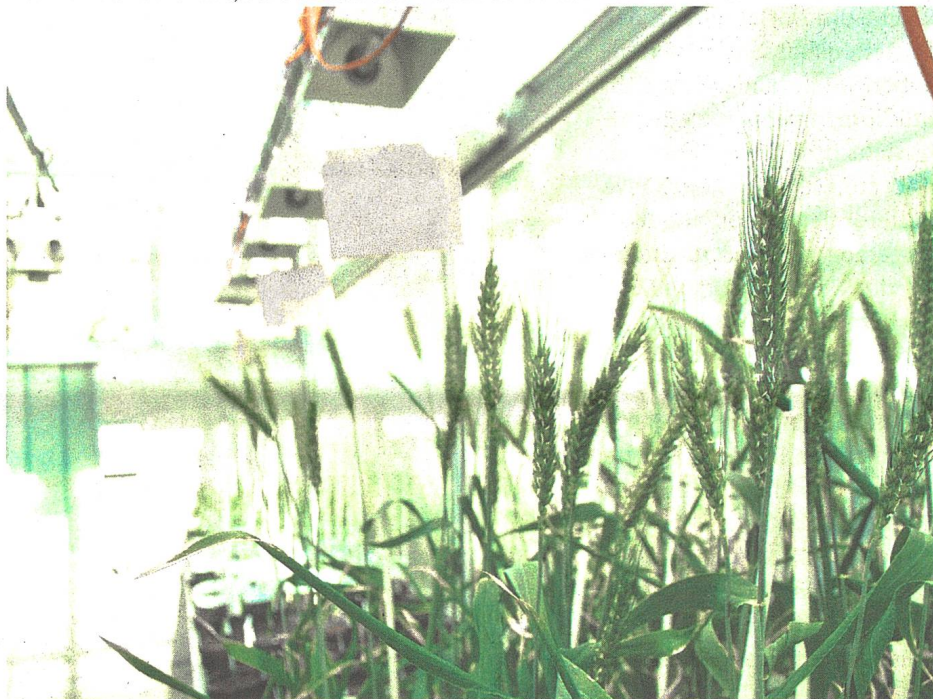
Forschungsleiter und Pflanzenbiologe Beat Keller sieht das anders. Weltweit seien auf 82 Prozent der Anbauflächen für Baumwolle Gentechpflanzen zugelassen. «Folglich sind auch die meisten unserer T-Shirts gentechnisch verändert», erklärt Keller. Es sei deshalb wichtig, das Thema nicht einfach abzutun.

Politischer Widerstand

Die kriPo stellte im März dieses Jahres im StuRa den Antrag, dass an der Uni Zürich auf jegliche Gentechnikversuche verzichtet werden solle. Die Fraktion sprach sich insbesondere gegen die Freilandversuche aus, da deren Schäden für die Natur endgültig wären und nicht wieder rückgängig gemacht werden könnten.

Agneta Braun, Präsidentin des Fachvereins Biologie (BiUZ), bewertete den Antrag als unbegründet. Sie könne verantwortungsvolle Forschung im Ein-

Noch im Gewächshaus, bald unter freiem Himmel? Gentech-Weizen an der Uni Zürich.



klang mit den rechtlichen Bestimmungen zum Tier- und Menschenschutz gewährleisten, auch bei Freilandversuchen. Deshalb sprach sie sich auch klar dagegen aus, wegen wenig erforschter Risiken die Arbeit der Biologie einzugrenzen. Zudem kritisierte Agneta, dass die kriPo vor ihrem Antrag nicht das Gespräch mit dem BiUZ suchte. Aus ihrer Sicht mangelt es der kriPo schlicht an genügend biologischem Verständnis.

Diese Kritik hat die kriPo ernst genommen. Sie zog ihren Antrag vorübergehend zurück und suchte das Gespräch mit dem BiUZ. Nichtsdestotrotz wird die kriPo an einer StuRa-Sitzung Ende April versuchen, ihr Anliegen durchzubringen und damit Gentechnikversuche von der Uni zu verbannen. ◊

GENTECHNIK AN DER UNI ZÜRICH

Pflanzenbiologe Beat Keller und seine Forschungsgruppe der Uni Zürich untersuchen seit Jahren Pilz-Krankheiten. Um Weizen resistent gegen die Pilzkrankheit Mehltau zu machen, führten sie gentechnische Veränderungen am Weizen durch. Nach erfolgreichen Versuchen in einer Vegetationshalle soll nun das Verhalten des Weizens im Freiland getestet werden. Das Bundesamt für Umwelt (BAFU) prüft zur Zeit einen entsprechenden Antrag. Gibt es grünes Licht, soll ab April 2014 der erste Weizen auf einem Feld bei Reckenholz in Zürich-Affoltern gesät werden. Für die Forschungen stellt die Forschungsanstalt Agroscope einen Hektar Feld zur Verfügung.

Studium

Text: Johannes Luther und Corsin Zander
Illustration: Tamara Aepli

Uni unterstützt weniger Studierende

Verschärfte Kriterien: Nur noch wenige Studierende erhalten Unterstützung aus Solidaritätsbeiträgen. Der Stipendienrat erwägt, das Reglement zu lockern.

Die Universität Zürich bewilligt immer weniger Gesuche um Darlehen. Auf das Geld der «Darlehenskasse der Studentenschaft» haben Studierende Anspruch, welche ihr Studium ohne finanzielle Unterstützung nicht bewältigen können. 2004 unterstützte die Darlehenskasse noch 95 Studierende, im vergangenen Jahr waren es gerade mal noch 10 Studierende, die an der Uni Zürich gute Leistungen erbrachten, alle ihre finanziellen Quellen ausgeschöpft hatten – und somit Anspruch auf ein Darlehen hatten.

Brigitte Ortega, Leiterin der Beratungsstelle Studienfinanzierung, welche über die Anträge entscheidet, erklärt: «Die Zahlen sind rückläufig, weil die Studierenden lieber mit Stipendien als mit Darlehen unterstützt werden sollten, um einer langfristigen Verschuldung vorzubeugen.» Es sei nämlich keineswegs gewährleistet, dass man nach einem abgeschlossenen Hochschulstudium ein hohes Einkommen erziele, meint Ortega. Die Zahl der Stipendien, welche der Kanton jährlich verteilt, war allerdings in den letzten Jahren ebenfalls rückläufig.

Verschärftes Stipendienreglement

Ähnlich stark gesunken sind auch die bewilligten Anträge beim «Solidaritätsfonds für ausländische Studierende in Zürich», welcher ausländische Studierende unterstützt, die vom staatlichen Stipendienangebot ausgeschlossen sind. Vor knapp zehn Jahren erhielten 57 Studierende Beiträge aus dem Solidaritätsfonds. Nach der Bologna-Reform stieg die Anzahl sprunghaft an, denn durch die Schaffung der Masterstudienangebote kamen sehr viele ausländische

Die Hälfte der Studierenden und Doktorierenden zahlt 12 solidarische Franken pro Jahr.



Masterstudierende an die Uni Zürich: 2008 unterstützte der Solidaritätsfond bereits 152 ausländische Studierende. «Die Ausgaben überstiegen plötzlich die Einnahmen um ein Vielfaches», kommentiert Pascal Felber, Geschäftsführer des Solidaritätsfonds, diese Entwicklung. «Deshalb mussten wir das Stipendienreglement verschärfen.» Neu konnten nur noch Bachelorstudierende einen Antrag an den Solidaritätsfond stellen. Die Zahl der bewilligten Anträge fiel so 2012 auf 36.

Sowohl der Solidaritätsfonds als auch die Darlehenskasse stehen offenbar unter finanziellem Druck. Beide Kassen werden durch Beiträge der Studierenden und Doktorierenden finanziert. Jedes Semester entscheiden sie sich bei

der Immatrikulation, ob sie «Freiwillige Semesterbeiträge» zahlen wollen. Diese fakultativen Beiträge kommen mit 7 Franken der Darlehenskasse und mit 5 Franken dem Solidaritätsfonds zugute. Im letzten Semester haben sich von insgesamt 24'615 Studierenden und Doktorierenden 11'608 für einen Beitrag in die Darlehenskasse und 11'299 für den Solidaritätsfonds entschieden.

Für Pascal Felber ist der Zuspruch «gut, so wie er zur Zeit ist». Die rückläufige Zahl der bewilligten Gesuche passt hingegen nicht allen. Zur Zeit diskutiert der Stiftungsrat des Solidaritätsfonds, das Reglement wieder zu lockern. Damit könnten zukünftig wieder mehr Studis von der Solidarität ihrer Mitstudierenden profitieren. ◇

«Medikamente für alle!»

Eine studentische Organisation will Entwicklungsländern den Zugang zu Forschungsergebnissen erleichtern.

Andrea Mauracher (vorne rechts) mit ihren Kollegen und Kolleginnen des UAEM.



Forschung rettet Menschenleben. Sie hilft aber nicht allen Menschen gleich viel. An den Unis werden Erkenntnisse gewonnen, welche die Grundlage für lebensrettende Medikamente sind. Oft profitieren von diesen Erkenntnissen aber vor allem Konzerne, welche die Medikamente mit grossem Gewinn verkaufen. Wegen der Patente kann die Pharmaindustrie hohe Preise verlangen und die Medikamente bleiben armen Menschen vorenthalten.

Studierende der Uni Zürich wollen das ändern. Dazu haben sie eine Sektion des internationalen Vereins Universities Allied for Essential Medicine (UAEM) gegründet. Andrea Mauracher, Medizinstudentin und Mitbegründerin der UAEM-Organisation in der Schweiz, fasst zusammen: «Universitäten sollen in Zukunft ihre Forschungsergebnisse nur unter klaren Bedingungen an die hiesige Industrie abgeben. Für bestimmte

Märkte müssten Lizenzen an Generika-Hersteller erteilt werden. Solche Imitate können sich dann auch Arme leisten.»

Das Prinzip, welches Mauracher mit ihren Kommilitoninnen und Kommilitonen auch in Zürich durchsetzen will, nennt sich «Equitable License». An vielen Universitäten, etwa in den USA, wird das schon gelebt. «Weil für die Pharmabranche die Dritte Welt kein grosser Markt ist, machen die Konzerne nicht einmal Verlust, wenn sie sich daran halten müssen», so Mauracher. Sie ist überzeugt, dass auch die Studierenden eine Verantwortung haben. Geht es nach ihr, sollten Forschungsergebnisse der Medizin allgemein zugänglich sein. Sie ist überzeugt: «Innovation soll am Beitrag zum menschlichen Wohl gemessen werden und nicht am finanziellen Erfolg.»

Veranstaltung: Zugang zu Medikamenten und der Fall Novartis in Indien.
Di, 07. Mai, 19:00 KOL-F-117

Zwitscher, zwitscher

Der Hype um Twitter ist vorüber, das soziale Netzwerk etabliert. Warum ich hier dennoch über Twitter schreibe? Ich habe vor Kurzem damit begonnen, Twitter für mein Studium zu nutzen; vor allem um in Sachen «Digital Humanities» auf dem Laufenden zu bleiben.

Das Interessante an Twitter ist die Kürze der Nachrichten: Die Benutzer müssen sich kurz fassen, um einen Link oder Artikel zu beschreiben. Zudem twittern viele Nutzer aus einer subjektiven Perspektive. Das gibt euch die Möglichkeit, schnell ein Netzwerk von Benutzern aufzubauen, die sich für ähnliche Themen interessieren. Aber Twitter eignet sich nicht für jedes Themengebiet gleich gut als Informationsquelle. Bei einer kurzen Recherche musste ich feststellen, dass drei wichtige Vertreter meines Hauptfachs Geschichte an der UZH – Simon Teuscher, Philipp Sarasin und Jakob Tanner – nicht twittern. Wenn ihr dennoch Lust bekommen habt, hier sind drei Ratschläge für den Einstieg:

1. Habt keine Angst, etwas zu verpassen! Am besten setzt ihr euch Zeitfenster: Beispielsweise einmal am Morgen und einmal am späteren Nachmittag durchstöbert ihr während 15 Minuten die neuesten Meldungen.

2. Damit Twitter als persönliche Newsquelle funktioniert, müsst ihr den Kreis der Leute, denen ihr folgt, pflegen: Tweetet eine Benutzerin wider Erwarten mehrheitlich uninteressante Tweets, hört auf, ihr zu folgen.

3. Überlegt euch, welche Informationen ihr auf Twitter posten möchtet. Eure Tweets sollten zu den gleichen Themenbereichen gehören, welche ihr auf Twitter verfolgt. Dann werden euch BenutzerInnen folgen, die ähnliche Interessen haben. Das gibt euch die Möglichkeit, euer Netzwerk auszubauen.

Zuletzt empfehle ich euch, noch einen Blick auf Paper.li oder The Tweeted Times zu werfen: Diese Plattformen stellen euch aus Tweets eine Onlinezeitung zusammen. Das macht das Lesen angenehmer.

<http://twitter.com>

<http://paper.li>

<http://tweetedtimes.com>

Von Thomas Bernhart

Über ein Dutzend Leerstühle

An der Philosophischen Fakultät sind 15 Professuren vakant. Ein Studierendenvertreter vermutet dahinter eine versteckte Sparmassnahme.

Vakante Professuren an der Philosophischen Fakultät sorgen immer wieder für rote Köpfe. Das letzte Mal Anfang März, als die Uni das Berufungsverfahren für einen Publizistik-Lehrstuhl sistierte aufgrund der überwiegend deutschen Interessenten für die Stelle.

Akut vom Mangel betroffen ist das Ethnologische Seminar. Von ursprünglich fünf Professuren wurde eine gestrichen, zwei bleiben vakant. Lucca studiert im 4. Semester Ethnologie und hofft, dass die Posten bald besetzt werden. Aber da er das Studium nur unter diesen Umständen kenne, könne er nicht abschätzen, welche Veränderungen neue Berufungen bringen würden. Angefragt, ob er überlastet sei, antwortet Ethnologie-Professor Peter Finke, er melde sich, sobald er es schaffe. Bis zum Redaktionsschluss fand er keine Zeit. Das Dekanat zeigt sich optimistisch, die Besetzung der beiden Professuren sei «auf gutem Wege».

Langwierige Berufungsverfahren

Philipp Balzer, Geschäftsführer des Dekans der Philosophischen Fakultät, erklärt die Schwierigkeit einer Berufung. Zum einen sei das Verfahren äusserst hürdenreich, da die Unileitung, der Unirat, der Fakultätsausschuss und die Berufungskommissionen ihr Einverständnis geben müssen. Zum anderen stelle sich bei hochspezialisierten Professuren häufig das Problem, dass geeignete Kandidaten rar seien.

Um den Berufungsprozess zu beschleunigen, plant das Dekanat die Schaffung einer Stelle zur Unterstützung der Berufungskommissionen. Nicolas

Freie Lehrstühle bleiben an der Uni Zürich zu lange unbesetzt.



Diener, Vize-Präsident des Studierendenrats der Universität Zürich (StuRa), kritisiert das «gemächliche» Tempo der Philosophischen Fakultät. Er sehe schon ein, dass eine sorgfältige Auswahl zeitintensiv sei, aber die Kommissionen tagten zu selten.

In der Tat können solche Verfahren bis zu dreieinhalb Jahre dauern. Diener macht zudem darauf aufmerksam, dass einzelne Professuren schneller neu besetzt werden als andere. Das Verhalten der Fakultät sei Ausdruck von mangelndem Interesse: «Möglicherweise sind diese Verzögerungen versteckte Sparmassnahmen», spekuliert Diener. Jährlich kostet eine Professur durchschnittlich eine halbe Million Franken. Philipp Balzer findet diesen Verdacht abwegig.

Die Mittel für Professorengehälter lägen nicht in der Budgetverantwortung der Fakultät.

Nicolas Diener sieht das zentrale Problem bei den Berufungskommissionen. Diese bestünden häufig aus fachfremden Professorinnen und Professoren und ein Entscheidungskriterium sei deshalb auch, mit wem sie gerne in der Fakultät zusammenarbeiten wollen. Folglich würden die «grössten Konformisten» gewählt. Weiter bemängelt er, dass es bei ordentlichen Professuren keine ordentliche Leistungsüberprüfung der berufenen Person gebe. Am 17. April rief der StuRa eine studentische Arbeitsgruppe ins Leben, die sich künftig dem Problem der fehlenden Professorenkontrolle annehmen soll. ◇

Präsenz ist nicht Pflicht

Wer im Seminar fehlt, muss nicht mehr mit Konsequenzen rechnen. Die Uni will nun verhindern, dass die Hörsäle leer bleiben.

Die Präsenzplicht wurde schon zahlreichen Studierenden zum Verhängnis. In vielen Veranstaltungen der Philosophischen Fakultät gilt: Mehr als dreimal fehlen ist verboten. Gerade für Studierende, die nebenbei arbeiten, um sich das Studium zu finanzieren, führt das immer wieder zu Problemen.

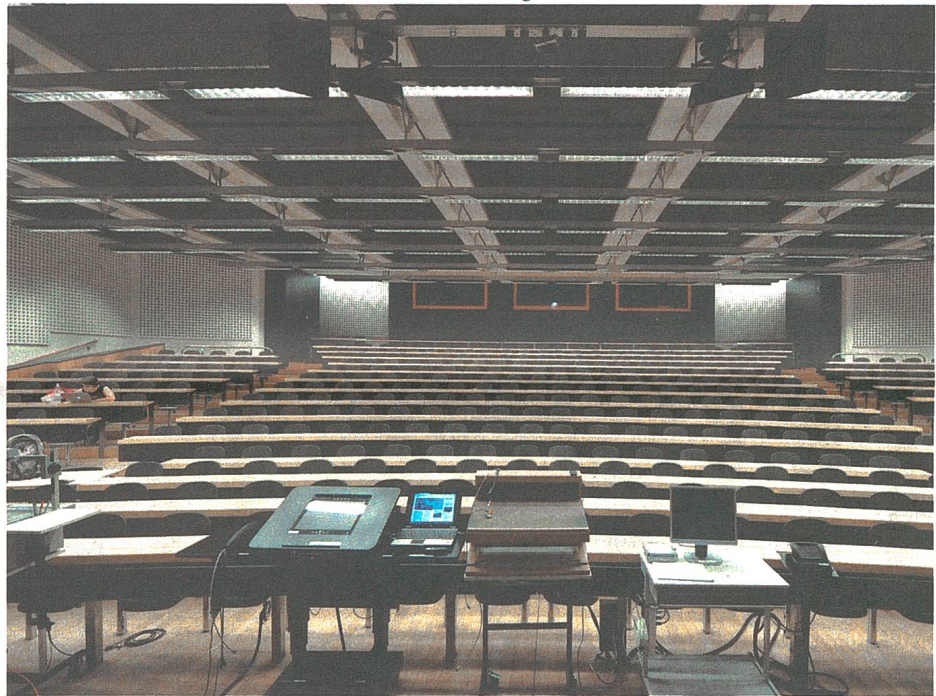
Dieser Praxis fehlt allerdings eine rechtliche Grundlage, wie eine Anfrage der Bildungspolitischen Kommission (BiKo) des Studierendenrates (StuRa) beim Dekanat der Philosophischen Fakultät ergeben hat: «Eine übergeordnete, rechtliche Regelung gibt es an der Philosophischen Fakultät nicht», schreibt das Dekanat in einem Schreiben an den StuRa, das der ZS vorliegt. Man könne die Präsenz der Studierenden zwar erwarten, aber «nicht rechtsverbindlich einfordern».

Das Ende der Präsenzliste

Können Studierende also so oft «schwänzen», wie sie möchten? Davon rät der Studiendekan Peter Schulthess ab. Aber auch er weiss, dass er es niemandem verbieten kann: «Die Studierenden müssen eigentlich nur für die Prüfung oder ein Referat innerhalb des Kurses anwesend sein.» Dies bedeutet, dass Studierende, die ein Modul nicht bestehen, weil sie mehr als dreimal gefehlt haben, dagegen erfolgreich rekurrieren können. Einen solchen Präzedenzfall gab es an der Philosophischen Fakultät bisher nicht.

Darauf will es Claudia Zey, die Vorsteherin des Historischen Seminars (HS), nicht ankommen lassen. «Für uns ist es klar, dass die Studierenden in die Veranstaltungen kommen, da ihre Teil-

Stehen die Dozierenden der Uni bald vor leeren Rängen?



nahme für einen guten Leistungsausweis unerlässlich ist.» Mit der neuen Studienordnung werden am HS Vorlesungsprüfungen am Ende des Semesters eingeführt. Auch andere Institute der Philosophischen Fakultät führen ähnliche Leistungsnachweise ein.

Ginge es nach Julian Renninger, Präsident der BiKo, müssten die Veranstaltungen besser werden, damit die Studierenden regelmässig kommen. «Diejenigen, die nicht mitmachen wollen, dürfen gern zuhause bleiben. Es würde die Qualität steigern, wenn nur die motivierten Studierenden teilnahmen», sagt Renninger. So einfach will es Zey den Studierenden aber nicht machen: «Manchmal muss man sie ein wenig zwingen. Der Appetit kommt oft beim Essen.»

Ausserdem findet sie es enorm wichtig, dass die Studierenden zur Uni kommen und sich da untereinander austauschen. Trotzdem: Zey's Vertrauen in die Studierenden ist gross. Sie ist überzeugt, dass auch in Zukunft viele Studierende in die Veranstaltungen kommen werden, auch wenn sie nicht dazu verpflichtet sind.

Die Tage der Präsenzliste sind wohl gezählt. «Wir werden auf unserer Homepage klar kommunizieren, dass es keine Präsenzplicht mehr gibt. Die Dozierenden werden dafür in ihren Veranstaltungen mitteilen, welche Anforderungen es für die Teilnahme gibt», sagt Zey. Und auch der Studiendekan Schulthess stellt klar: «Die Präsenzplicht werden wir auch in Zukunft nicht im Universitätsrecht verankern.» ♦

A great business idea?

CHF 130'000
to kick-off your startup

VENTURE ● ● ● ● ●
KICKSTART
YOUR HIGHTECH
BUSINESS **KICK** ● ● ● ● ●

www.venturekick.ch

— GEBERT RÜF STIFTUNG —
WISSENSCHAFT.BEWEGEN

ERNST GÖHNER STIFTUNG

AVINA STIFTUNG

OPPO (STIFTUNG)

FONDATION
LOMBARD ODIER

DEBIOPHARM GROUP
fully funded drug development & innovation

Gewusst:

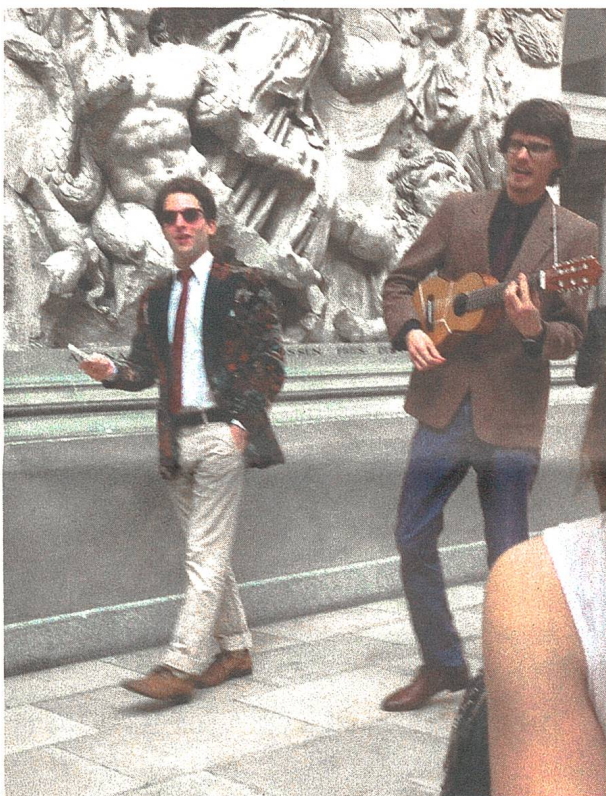
Platzierung der Uni Zürich im Shanghai-Ranking 2012: 59

Gesagt:

«Diese Vorlesung soll Spass machen. Doch wer kann Spass schon ertragen?»

— Prof. Dr. Hans-Johann Glock, Professor für Theoretische Philosophie an der Universität Zürich.

Gesehen:



Geschehen:

Der Hörsaal ist bis auf den letzten Platz besetzt. Die Strafrechtsprofessorin Brigitte Tag wartet, bis der Gong zum Stundenbeginn erklingt, und greift nach dem Mikrofon, das sie sich um den Hals binden möchte. Just in dem Moment, als sie das Gerät berührt, erklingt ein lautes Grollen. Verwirrt blickt sie in die Menge wartender Studierender, die Hand noch immer am Mikro. Ein zweites Mal erklingt das seltsame Geräusch aus dem Lautsprecher, sodass die Professorin endlich vom Mikro ablässt. Einige Minu-

ten später – das Mikrofon hat sie sich inzwischen umgelegt – schaut die Professorin erneut hilflos zu den Studierenden, wendet den Blick auf ihre Uhr am Handgelenk und wieder zurück zu den Studis, die plappernd auf den Stundenbeginn warten. Weitere Minuten vergehen, ohne dass der Gong die Vorlesung einläutet. Plötzlich beginnt die sonst so pünktliche Professorin zu lachen: «Der VSUZH lädt zu den Wahlen ein!», entsinnt sie sich. «Am Löwengebrüll sollten sie aber noch etwas üben, das war höchstens ein ganz kleiner Löwe», sagt sie und lacht.

Gefragt:

Doktor Hombach, stimmt es, dass man Essen noch verzehren darf, wenn es nicht länger als fünf Sekunden auf dem Boden gelegen hat?

Ob man Lebensmittel, die auf dem Boden lagen, noch gefahrlos verzehren kann, hängt weniger von der Zeit als von der Beschaffenheit des betreffenden Bodens ab. Ist dieser sichtbar verschmutzt, beispielsweise durch Fäkalien, so könnten schädliche Stoffe oder Keime vorhanden sein. Andererseits muss von einem erdigen Boden nicht zwangsläufig eine Gefahr ausgehen. Wald- oder Wiesenböden sind recht unverdächtig, was Krankheitserreger betrifft (vorausgesetzt, es wurden keine Chemikalien in diesem Areal eingesetzt). Ein «sauber» wirkender Boden hingegen kann durchaus Gefahrenpotential bergen, da man Schadkeime mit blossen Auge ja nicht sieht. Ob ein Lebensmittel noch essbar ist, nachdem es auf den Boden lag, würde ich daher von der jeweiligen Si-

tuation abhängig machen. Ist es nicht sichtbar verschmutzt und lag es nicht in einer Umgebung, in der Fäkalien – sei es von Tier oder Mensch – vorkommen, ist von einer geringen Gefahr für die Gesundheit auszugehen. Die «5-Sekunden-Regel» sollte in dem Sinne angewendet werden, dass man selbst gesehen hat, wo das Essen hingefallen ist. Lag es da schon länger, kommt wohl kaum jemand auf die Idee, es noch zu verwerten. Im Zweifelsfalle gilt immer: Erstens mit gesundem Menschenverstand vorgehen und zweitens: «Ein wenig Dreck hat noch keinem geschadet.»

Dr. med. Michael Hombach ist stellvertretender Leiter der Bakteriologie am Institut für Medizinische Mikrobiologie der Universität Zürich.

Kommissionen leicht gemacht

Nichts klingt trockener als Kommissionsarbeit.
Das muss aber nicht sein! Wir zeigen dir,
wie du die richtige Kommission für dich findest.

Wenn wir von Kommissionen sprechen, meinen wir nicht die Europäische Kommission oder die Eidgenössische Kommission für Lufthygiene, sondern die Kommissionen rund um die Uni Zürich.

Es gibt studentische Kommissionen, die vom VSUZH (oder noch vom StuRa) gegründet wurden, sowie universitäre Kommissionen, in welchen VertreterInnen aller Stände Einsitz nehmen dürfen. Teilweise sind dies auch Stiftungen oder Vorstände, welche gemeinsam mit der ETH organisiert sind. Zudem ist der VSUZH eng mit dem Verband der Schweizerischen Studierendenschaften (VSS) verknüpft – auch hier gibt es verschiedene Kommissionen, in welchen es vor allem um die nationale Hochschulpolitik geht.

Um in eine Kommission gewählt zu werden, brauchst du nicht Mitglied des VSUZH-Rates zu sein – jede Studentin und jeder Student kann sich aufstellen! Der VSUZH-Rat nimmt aber doch eine nicht ganz unwichtige Rolle ein: Er wählt die KommissionsvertreterInnen!

Es bietet sich also an, sich dem Rat kurz vorzustellen und an einer Sitzung vorbeizukommen. Die Ratssitzungen sind öffentlich! Mehr auf vsuzh.ch unter get VSUZH unter dem Punkt Ratssitzungen.

Einen Überblick über alle Kommissionen und eine kurze Beschreibung jeder Kommission findest du spätestens ab dem 7. Mai unter vsuzh.ch unter get VSUZH unter dem Punkt Kommission.

Bildungspolitische Kommission des VSUZH (BiKo)

Wer jetzt denkt, ach, das bringt doch alles eh nichts, die reden alle nur und wirklich verbessern tut sich sowieso nichts, der liegt falsch. So gab es eine kleine Revolution: Die Präsenzpflicht an der PHF ist nicht haltbar! Das heisst nun nicht, dass es nicht sinnvoll ist, Veranstaltungen mit Präsenzpflicht zu besuchen, sondern nur, dass die rechtlichen Grundlagen für eine Präsenzpflicht wacklig sind, sofern nicht explizit Bologna-Punkte für die Anwesenheit vergeben werden. Mehr dazu auf vsuzh.ch unter Get Politics.

Zwar keine Revolution, aber einen durchschlagenden Erfolg erzielte die qualitativ hochstehende Rückmeldung von Studierenden im Umfeld der BiKo bezüglich der Qualitätssicherung der Universität: In den nächsten Jahren wird sich wohl viel im Bereich der Qualitätssicherung der Lehre ändern. Ziel ist, dass die Studierenden besser einbezogen werden – nicht nur über Kreuzchen bei der Lehrveranstaltungsbeurteilung, die mehr oder weniger unbemerkt im Dozentenpult verschwinden und vergammeln.

Die BiKo ist unser bildungspolitischer Think-Tank. Die Kommission überlegt sich in ihren Sitzungen, wie man studentische Forderungen am besten umsetzen kann. Sie berät, diskutiert, schreibt zuständige Personen an, wirbt für die Interessen der Studierenden und übt Druck aus. Dies alles mit viel politischem Gespür – schliesslich gilt es, die Gunst der Stunde zu nutzen!

Das bildungspolitische Wissen über alle Fakultäten hinweg ist wunderbar und bereichernd. Nach einem Monat sind euch Begriffe wie die Ökonomisierung der Bildung und das neue Hochschulförderungs koordinationsgesetz so geläufig wie die Namen eurer Professoren. Natürlich, das Raumproblem löst sich nicht in zwei Wochen und bei den Bibliotheksöffnungszeiten ist die Universität auch etwas stur, aber trotzdem ... wo wären wir ohne die BiKo!



Dienstleistungskommission des VSUZH (DLK)

Ein Studi-Café? Mikrowellen auf dem Campus? Ein Sportturnier gegen die ETH? Unsere Dienstleistungskommission ist der Ort, an dem über Events und Angebote nachgedacht wird, die euch den Studiumsalltag versüssen. Aber es bleibt nicht beim Nachdenken: Wenn der VSUZH-Rat die Idee unterstützt, baut die Dienstleistungskommission das Angebot auch gleich auf.

Wir garantieren: Es macht Spass, sich zu überlegen, was ihr Studierenden wollt, und sich dann gleich an die Umsetzung des Projektes zu machen! Im Gegensatz zu politischen Projekten kann man meist innert kurzer Zeit etwas bewegen. Dies verbessert den studentischen Alltag. Auch euren.

Die Einsprachekommission des VSUZH (ESK)

Die ESK ist unsere interne Rekursinstanz. Läuft im Rat etwas schief, wurde eine Wahl oder eine Abstimmung nicht korrekt abgehalten oder fühlt sich jemand reglementswidrig behandelt – dann kann bei der ESK rekuriert werden.

Die ESK besteht aus fünf Mitgliedern, welche dem Rat des VSUZH nicht angehören dürfen, drei von ihnen müssen eine juristische Ausbildung haben. Sie müssen sich mit den Statuten und den Reglementen des VSUZH auskennen und die Rekurse entsprechend behandeln.

Im besten Fall tagt die ESK nie (nämlich nur, wenn es einen Rekurs gibt ...).

Du kandidierst nicht für den VSUZH-Rat, möchtest aber in die ESK? Perfekt – melde dich bei uns!

Zulassungskommission

Ein Dickicht von Regelungen und Richtlinien entscheidet, ob und wer an der UZH studieren darf. Alle mit einer schweizerischen Matura natürlich, das ist noch einfach. Aber soll Erwachsenen ohne Matura erlaubt werden, eine Aufnahmeprüfung an die UZH zu machen und so trotzdem studieren zu können? Ist für Studierende aus dem Ausland Englisch auch ein Aufnahmekriterium? Und was passiert, wenn ich in Biologie scheitere, kann ich dann ein neues Studium in Biotechnologie aufnehmen?

Die Zulassungskommission beschäftigt sich mit der Frage, wer unter welchen Bedingungen an der UZH studieren kann, und legt die Grundsätze der Zulassungspolitik der UZH fest. Dabei sind zwei Studierende, einer davon du?

Internationale Beziehungen

Die ganze Welt wird mobiler, globaler, und auch wir Studierende werden mobiler und globaler. Ein Austausch nach China ist nicht so abwegig, ein Erasmus in Europa normal. Die besten Professoren und Studierenden sind nicht unbedingt aus der Schweiz und sprechen nicht unbedingt Deutsch. Vorlesungen sollen mehr und mehr auf Englisch gehalten werden und die UZH möchte international bedeutend werden.

Die universitäre Kommission für Internationale Beziehungen reflektiert diese Entwicklungen, klärt Bedürfnisse bei den Fakultäten und Studierenden ab und erstellt eine Strategie für internationale Angelegenheiten. Mit dabei ist ein Studierender. Vielleicht du?

Ab ins Kloster!

ZS-Reporterin Andrea schaut hinter die Mauern des Frauenklosters Ilanz und trifft dabei auf aufgeschlossene Schwestern.

Vorsichtig öffne ich die Tür zu meinem Zimmer. Meine Blicke wandern durch den Raum: ein schmales Bett. Ein einfacher Schrank. Ein kleines Lavabo. Ein grosser Schreibtisch. Ein hölzerner Stuhl. Das war's auch schon. Mehr gibt es in der kleinen, schmalen Kammer nicht. Die Neugierde hat mich dazu getrieben, an der Klosterwoche in Ilanz teilzunehmen. Seit mehr als 30 Jahren ermöglicht das Reformierte Hochschulforum Studierenden, eine Woche im Kloster zu verbringen, um sich auf Prüfungen vorzubereiten oder einfach mal abzuschalten.

Ich nehme am Tagesrhythmus des Klosters teil. Dieser beginnt um halb sieben mit dem ersten Gottesdienst.

«Wie die Schwestern dem Priester dienen, befremdet.»

Beim Gedanken an das frühe Aufstehen verfliegt meine ursprüngliche Euphorie. Obwohl uns die Schwestern warm und freundlich empfangen, kann ich nicht nachvollziehen, dass diese Mauern für jemanden ein Zuhause sein können. Wie fühlten sich die Schwestern damals, als sie – nur wenig älter als ich heute – ins Kloster eintraten? Sie fassten mit Mitte 20 den Entschluss, hier ihre ewige Profess abzulegen, eine Art lebenslänglichen Vertrag mit dem Kloster.

Heute leben noch 125 Schwestern hier. Die Jüngsten sind bereits über 50 Jahre alt. Die Schwestern erzählen mir offen, warum sie ins Kloster eintraten. Religiös aufgewachsen seien sie praktisch alle. Trotzdem war es nicht nur der Glaube, der sie schon in jungen Jahren zum Klosterleben bewog. Der Wunsch nach Unabhängigkeit, Neugierde und Fernweh waren ausschlaggebend. Als Schwestern konnten sie auf Mission nach China, Brasilien oder Taiwan.

Für viele war das damals die einzige Möglichkeit, zu reisen. Unverheiratet, gebildet, mutig und unabhängig begaben sie sich auf den abenteuerlichen Weg. Für eine junge Frau, die kein Leben als «schuftende» Hausfrau führen wollte, muss das eine unglaubliche Chance gewesen sein. Je mehr mir die Schwestern von sich erzählen, desto mehr erscheint mir das Kloster als eine Art Hochburg der emanzipierten Frau.

Starre Hierarchien

Ich sitze auf der Kirchenbank. Um mich herum wird das Abendmahl abgehalten. Ein Priester erhebt sich. Er geht zum Altar, um den Wein zu segnen. Zwei Schwestern folgen ihm. Die demütige Art, in der sie dem Priester zur Hand gehen, befremdet. Es werden Lieder gesungen, deren Texte schwer verständlich sind. Der Klang der schönen, hellen Stimmen der Schwestern löst die Stille der Andacht ab. Die Ehrfurcht vor Gott

ist spürbar. Das Selbstbewusstsein, von dem die Schwestern bei ihren Berufungsgeschichten sprachen, gerät bei diesem Bild ins Wanken. Die starren Strukturen des Katholizismus stehen in starkem Kontrast zu den unabhängigen Frauen, die ich hier kennengelernt habe.

Der katholischen Kirche ist der Emanzipationsgedanke bis heute fremd. Doch die Schwestern brauchen im Alltag keine Unterstützung von Männern.

«Paare sind willkommen und dürfen im Doppelzimmer übernachten.»

Sie haben sich sogar aufgrund von Meinungsverschiedenheiten über den früheren Bischof Haas vom Bistum Chur getrennt. Trotzdem sind sie Teil einer Kirche, die den Männern mehr Rechte zuschreibt als den Frauen. Diese Hierarchie hat laut Schwester Madlen, die für die Unterbringung unserer Studierendengruppe zuständig ist, nicht nur negative Seiten. Im Gegenteil: Sie erklärt mir, dass es zu Eifersucht und Unstimmigkeiten kommen könnte, wenn eine Schwester aus ihrer Mitte die Tätigkeiten des Priesters ausüben würde. Mit gemischten Gefühlen mache ich mich auf den Weg in den Speisesaal.

Ich möchte herausfinden, wie die anderen Studierenden über den Klosteralltag denken. Die wenigsten von uns sind



mit den katholischen Riten vertraut. Eine Studentin hat als Kind ministriert und erklärt uns das Nötigste über die Strukturen und Abläufe in der katholischen Kirche.

Verzicht auf ein normales Leben

Innerhalb der Studierendengruppe diskutieren wir viel. Der einzige männliche Student, der sich ins Frauenkloster wagte, lernt viel für die Uni, und so sind wir Frauen meistens unter uns. Während wir über Gott, das Weltgeschehen, Beziehungen, Sexualität und Emanzipation sprechen, frage ich mich, was die Schwestern wohl gerade tun. Sitzen auch sie bis spät in die Nacht zusammen und sprechen über ähnliche Themen?

Einmal lädt uns Schwester Madlen nach der Messe auf ein Glas Wein ein. Die Atmosphäre ist locker. Sie beantwortet offen all unsere Fragen. Ihre Beziehung zu Gott fordere sie immer wieder aufs Neue heraus. Die Schwestern leben enthaltsam, aber Sexualität und Familie kämen trotzdem zur Sprache. Gerade im Alter würden viele die Enkelkinder vermissen. Es sei zudem wichtig, dass eine Schwester vor ihrem Klostereintritt einmal verliebt gewesen sei. «Man kann sich nicht bewusst gegen etwas entschei-

den, das man nie erlebt hat», sagt sie. Der Verzicht auf ein normales Leben müsse immer wieder von neuem und ganz bewusst gewählt werden.

Abgebaute Vorurteile

Dass die Schwestern in Ilanz nicht von vorgestern sind, spüre ich im «Haus der Begegnung», in dem wir Studierenden wohnen. Das Gebäude neben dem Kloster war früher ein Internat. Die Schwestern funktionierten es zu einer Art Hotel um. Hier finden alle Menschen, egal welcher Religion oder Konfession, Unterschlupf. Auch Paare sind herzlich willkommen und dürfen zusammen im Doppelzimmer übernachten. Solche neuen Strategien braucht es, um das Kloster am Leben zu halten.

Während ich bei einer morgentlichen Andacht die vielen singenden Schwestern betrachte, wird mir bewusst, wie hoch ihr Durchschnittsalter ist. Einige werden gar im Rollstuhl in die Kirche geschoben. Nachwuchs zu finden, ist für die Klöster schwierig, erklärt Schwester Madlen. Vielleicht auch, weil die ursprünglichen Ziele, die der Gründer Johann Fidel Depuoz im 18. Jahrhundert verfolgte, bereits erreicht sind. So wurde das Schul- und

Schwester Madlen führt durch das Kloster.



Gesundheitswesen im Bündner Oberland mittlerweile aufgebaut. Schwester Madlen steckt voller Ideen für das Kloster. Sie steht Schwierigkeiten positiv gegenüber und packt Probleme sofort an.

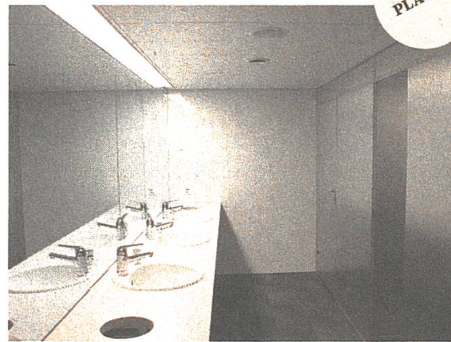
Im Gespräch mit Schwester Madlen spüre ich etwas, was ich schon während der ganzen Woche gesucht habe. Eine Art Versöhnung mit dem Dominikanerinnen-Dasein, das von so grossem Verzicht geprägt ist. Die Schwestern haben mich davon überzeugt, dass sie mehr als blosse Marionetten ihres Glaubens sind. Als ich in der Rhätischen Bahn dem Unterland entgegenkurve, fühle ich mich erleichtert. Die engen Klostermauern und einige Vorurteile habe ich hinter mir gelassen. ◇

WCs an der Uni

Text und Bilder: Andrea Cattani und Myra Lätsch

Wir besuchen sie täglich. Und täglich ist es ein Stress. Zwischen den Vorlesungen ewig lange Warteschlangen und das Anstehen verschlingt wertvolle Minuten der Pausenzeit. So manche Studierende werden sich dabei schon gefragt haben, ob es in den altherwürdigen Gemäuern der Uni, ETH und Konsorten nicht ein stilles Örtchen gibt, welches diesen Namen auch verdient hat.

An einem langen Uni-Tag wird die Toilette zu mehr als einem kurzen Reduit für die Notdurft. Hier werden Sorgen ausgetauscht, Lippenstift neu aufgetragen, Feierabendpläne geschmiedet und zu Semesterende nicht selten auch die letzten Karteikarten repetiert. Die Hoffnung, dass all dies an einem ruhigen, sauberen Ort vonstatten gehen kann, kollidiert nicht selten mit der Realität in Form von dicker Luft in Klaustrophobie-fördernden Räumen und unangenehmen Spuren der Vorgängerinnen und Vorgänger. Die ZS begab sich deshalb auf die Suche nach den versteckten Bijoux in den Uni- und Hochschulgebäuden und legte dabei ein besonderes Augenmerk auf die Bedürfnisse der Studierenden.



Das Erhabene

Careum, Gloriastrasse

Es ist nur wenige Minuten vom Hauptgebäude entfernt, und doch gilt es unter den Studierenden immer noch als kleiner Geheimtipp: Das Careum an der Gloriastrasse mit seinen Toiletten im Untergeschoss. Wer diesen Ort aufsucht, hat meist Grösseres vor, und das völlig zu recht. Die Füsse betreten hier feinste Marmorplatten, die strahlend weissen Lavabos stechen ins Auge. Die metallenen Kabinen der WCs reichen bis auf den Boden und sorgen so für ungestörte Ruhe. Neigt sich die Zeit im Rückzugsort dann doch einmal dem Ende zu, ermöglicht der riesige Spiegel mit seiner hellen Beleuchtung einen letzten Kontrollblick, um wieder frisch und gepflegt zurück in der nächsten Vorlesung zu erscheinen. Hier ist die Studentin noch Königin und der Student noch König.



Das Stilvolle

ETH-Hauptgebäude

Das Hauptgebäude der ETH mit seinen finsternen und verwinkelten Gängen und dem zuweilen verstaubt wirkenden Mobiliar lässt auch betreffend der sanitären Anlagen wenig Gutes erahnen. Wer es eilig hat, wird hier definitiv auf die Probe gestellt. Denn hinter der schweren Holztür empfängt die Studis nicht die angestrebte Toilette, sondern zunächst bloss eine weitere, nun aber um Welten futuristischere Tür. Sie kann getrost als Vorbote für das, was nun folgt, betrachtet werden. Der Innenraum der WC-Anlagen hat nichts mehr gemein mit dem übrigen ETH-Bau: Die Wände sind in einem erfrischenden Grünton gestrichen, die Lavabos und die WCs wirken modern und gepflegt. Der eigentliche Trumpf dieser Anlagen wird dem Besucher aber erst nach einiger Zeit richtig bewusst: Anstatt betretener Stille bekommt der Austretende hier entspannenden Jazz zu hören. Ein wahres Erlebnis!

Privatsphäre

★★★★★

★★★★

Sauberkeit

★★★

★★★

Ausstattung

★★★★

★★★

Ambiente

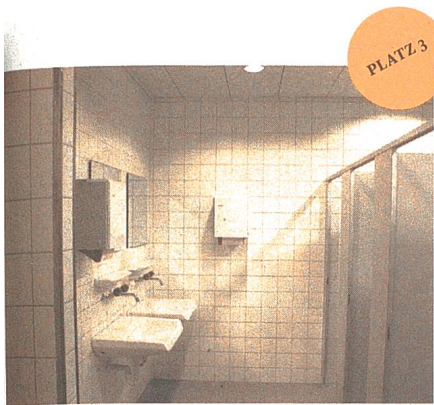
★★★★

★★★★★

Erreichbarkeit

★★★

★★★



Das Ruhige

Irchel

Für Gelegenheitsbesucher entpuppt sich der Irchel als wahres Labyrinth, ein System erschliesst sich hier den wenigsten Studierenden. Schade eigentlich, denn in den abgelegenen Ecken des Komplexes befinden sich Toiletten, die sich von den Anlagen im übrigen Gebäude mit ihren schaurigen orangen Kabinen beträchtlich abheben. Die WCs im Trakt der Mathematiker und Physiker bestechen mit einer einzigartigen Privatsphäre, selten begegnet man hier Mitstudierenden. Die Räume erscheinen entsprechend sauber und gepflegt. Das Licht passt sich allerdings dem äusseren Anblick des Irchelgebäudes an und der Raum erscheint in schummrig-dunklem Licht. Ein längerer Aufenthalt mit Lern- oder Zeitungslektüre ist hier nicht empfohlen.

Das Weitsichtige

Uni-Zentrum, Hauptgebäude

Im Hauptgebäude gilt es, die Faulheit der Mitstudierenden bei der Wahl der Toilette zu antizipieren. Folgende Regel ist deshalb zu beachten: Je höher das Stockwerk, umso weniger frequentiert sind die WCs. Trotzdem kann man hier nicht ganz ungestört das Geschäft verrichten. Pluspunkte sammeln besonders die Anlagen für das weibliche Geschlecht auf der Ostseite des Hauptgebäudes. Panoramafenster fluten den Raum mit Tageslicht, was das Nachschminken und Styling in den Pausen erheblich erleichtert. Negativ wirken sich dabei jedoch die viel zu klein geratenen und zu hoch gelegenen Spiegel aus. Besondere Vorsicht ist hier bei privaten Toilettengesprächen geboten: Die WCs des nächsten Stockwerks sind nicht abgetrennt und die Intimfeindin auf dem Campus könnte einiges mitbekommen.

Das Alte

Zentralbibliothek

Während der Lernphasen vor Prüfungen verkommt die ZB für nicht wenige Studierende zu einer Art zweitem Zuhause. Auch der Gang zur Toilette wird dadurch unausweichlich. Die WCs im Innenraum der Bibliothek mögen einladend und modern wirken, doch der erste Eindruck täuscht. Die Anlagen sind eng und berüchtigt für ihren gewöhnungsbedürftigen Duft. Nicht selten herrscht auf diesen Toiletten auch Grossandrang, was die Angelegenheit noch unangenehmer macht. Als Alternative bieten sich die Anlagen im Treppenhaus an. Diese sind in der Ausstattung nicht halb so modern, dafür kann der büffelnde Studi während seiner kurzen Pause bei geöffnetem Fenster sogar etwas vom Flair der Zürcher Altstadt erhaschen und so zu neuer Motivation finden.

★★★★★

★★★★★

★★★★

★★★

★★

★★

★★★★

★★★★

★★★★

★★★★★

★★

★

★★★★

★★

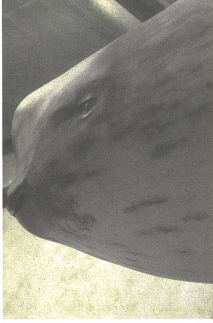
★★★★

Bilderrätsel

Finde den gesuchten Satz!

Bilder: Stefania Telesca

1. Ein Nar... was? Aber ohne L bitte.



2. F021, F022? Mist! Wir suchen B3 und B4 von den Dingern.



3. Die Nummer Eins.



4. Sorgt euch um sie! Besonders um die ersten beiden.



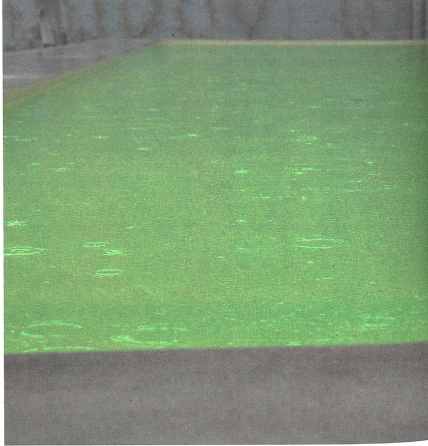
5. Von hinten erkennen, von vorne lesen und 3 und 4 abzählen.



6. Hier gehts zwei hoch. Ihr braucht die vorderen beiden.



7. Es steht vor der Uni. Ihr braucht, was Aargauer vor die Frau stellen.



8. Der Löwe steht für fünf. Ihr braucht alle!



9. In England fallen zwei weg. Ihr könnt sie auch ignorieren.



DAS ZS-BILDERRÄTSEL

Um die Lösung herauszufinden, musst du zuerst erraten, welches Wort sich hinter jedem Bild versteckt. Trage dann die gesuchten Buchstaben in die entsprechenden Kästchen ein.

Präsentiere deine Lösung als Kommentar auf: www.zs-online.ch
Dort findest du ab dem 1. April auch die Lösung.

Lösung Bilderrätsel ZS # 2 / 13:
«Morgenstund hat Gold im Mund»

Lösungssatz:



Keine falsche Ehrfurcht

Der James Joyce-Forscher Fritz Senn hat sich sein Leben lang mit den Werken des irischen Autors beschäftigt. In der ZS erzählt er, wieso er mit 85 Jahren noch immer nicht genug hat.

Fritz Senn, wie nahm Ihre Faszination für James Joyce und sein Werk ihren Anfang? — Als Anglistikstudent kam ich während eines einjährigen Aufenthaltes im konservativen England der 50er-Jahre zum ersten Mal mit «Ulysses» in Kontakt. Damals galt es als «dirty book». Was genau mich daran so fasziniert hat, kann ich nicht sagen. Aber es zog mich in seinen Bann.

Dann schlug das Leben ein. Sie haben geheiratet und mussten ihr Studium abbrechen, um ihre Familie zu ernähren. Neben ihrer Arbeit als Korrektor bei einem Verlag haben Sie sich weiterhin mit Joyces Werken beschäftigt. — Und das mit einem Arbeitspensum von 48 Stunden pro Woche. Wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, hatten die Bibliotheken bereits geschlossen. In England und Amerika fand ich Gleichgesinnte, mit denen es zu einem

regen Briefwechsel kam. Von einem wurde ich aufgefordert, etwas zum schweizerischen in «Finnegans Wake» zu schreiben.

Später haben Sie ein eigenes Bulletin herausgegeben. — Das hiess «A Wake Newslitter». Dadurch konnte ich selbst viel publizieren. Ich wurde auch Teil des Journals «James Joyce Quarterly». Damit war ich als Aussenstehender – ich war ja kein Akademiker – auch mittendrin. Dann hatten andere Joyce-Begeisterte und ich die Idee, ein Symposium zu machen. Ohne jegliche Erfahrung lancierten wir 1967 das «First National James Joyce Symposium». Für uns war es ein Erfolg, für die Iren ein Anlass zu witzigen Kommentaren. Joyce war damals noch nicht so angesehen.

Joyce hat bis zu seinem Tod 1941 neben Triest und Paris auch immer wieder in Zürich gelebt. Was ist besonders Schweizerisch an «Ulysses» und «Finnegans Wake»? — James Joyce hatte ein gutes Gefühl für Sprachen und hat auch Dialekt verstanden. In einem Brief an einen Freund, der in der Maggi-Fabrik gearbeitet hat, schreibt Joyce von «Allerlei-Gemuesli-Suppe». Auch wenn es dieses Wort nicht gibt, zeigt es doch, dass er einiges verstanden hat. Auch das Schweizer Stimmrecht, das Sechseläuten, die

Limmat und Schweizer Lieder kommen in «Finnegans Wake» vor.

Wie oft haben Sie «Ulysses» gelesen? — Diese Frage lässt sich so nicht beantworten. Aus dem einfachen Grund, dass man ab einem gewissen Punkt das Werk nicht mehr von der ersten bis zur letzten Seite liest. In einem Interview habe ich einmal gesagt, dass ich in Joyces Werken lese, wie andere zur Zeitung grei-

«Sechseläuten, Limmat und Schweizer Lieder kommen vor.»

fen. Im Bericht stand dann irgendetwas wie «Fritz Senn liest James Joyce jeden Morgen wie eine Zeitung». Das habe ich natürlich nicht gemeint. Das hörte sich nach einer Morgenandacht an.

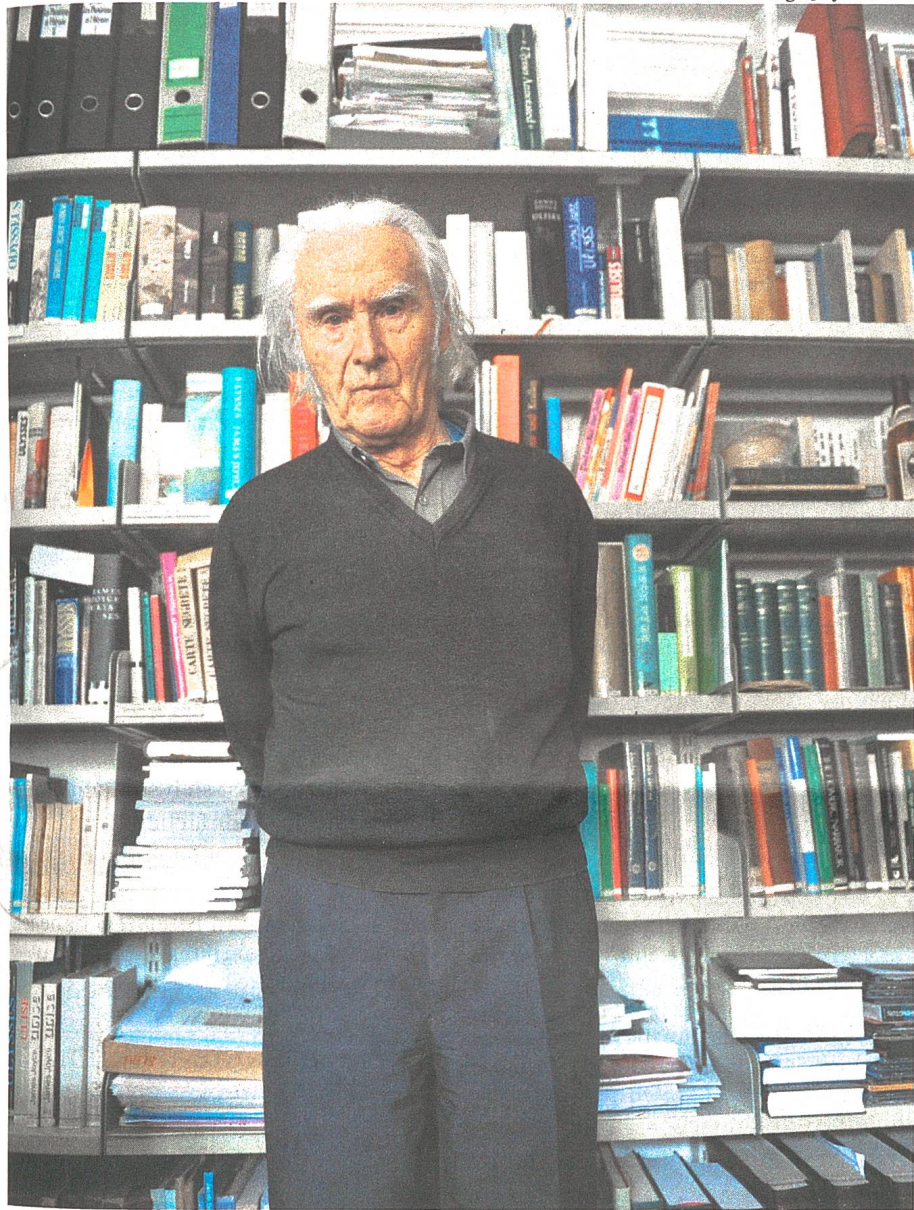
Sie lesen «Finnegans Wake» und «Ulysses» auch in den Lesegruppen, die die James-Joyce-Stiftung anbietet. Wie lange geht so ein Zyklus, bis man das ganze Buch zusammen gelesen hat? — Wir lesen in diesen wöchentlichen Reading Groups immer recht genau. Daher dauert ein Ulysses-Lesedurchgang an die drei Jahre.

Was für Leute kommen zum Joyce-Lesen zusammen? — Es treffen ganz

ZUR PERSON

Fritz Senn wurde 1928 in Basel geboren. Er war Präsident der International James Joyce Foundation, sowie Mit-herausgeber der Zeitschriften «A Wake Newslitter» und des «James Joyce Quarterly». Er erhielt drei Ehrendoktorate. Seit 1985 ist Fritz Senn Leiter der Zurich James Joyce Foundation.

Fritz Senn mit seiner Sammlung «Joyceana».



verschiedene Leute aufeinander. Oft ein paar Englischsprechende, die sehen, dass etwas läuft. Gut vertreten sind auch ältere Frauen mit einer guten Bildung, die jetzt wieder Zeit haben, sich mit Joyce zu beschäftigen.

Was ist mit Studierenden? — Die wenigsten haben Zeit, einmal wöchentlich für eineinhalb Stunden in die Stiftung zu kommen, um zu lesen.

Viele empfinden Joyces Werke bis heute als unzugänglich. Hilft das gemeinsame Lesen, einen besseren Zugang zu finden? — Die Schwierigkeiten und Hindernisse sind offenkundig. Weniger bekannt ist, dass viele lustige

Stellen vorkommen, die einen Zugang ohne falsche Ehrfurcht erleichtern. Die Lesegruppen haben natürlich auch eine gesellschaftliche Seite. Deshalb finde ich es auch bemerkenswert, dass Joyce allgemein als so abgehoben gilt, dabei bringt er Leute zu gemeinsamem Lesen, wie das im Mittelalter noch üblich war. Aber Joyce war schon auch arrogant. Er verlangte ja nicht viel mehr, als ihm sein Leben zu widmen. (*lacht*)

Das ist ja gewissermassen das, was Sie gemacht haben? — Ich würde das Wort «widmen» mit seinem feierlichen Klang nie verwenden. Ich habe das ja stets aus Freude gemacht. Auch hier in

der Stiftung stapeln wir eher tief. Es ist nicht so, dass wir James Joyce verehren.

Was bedeutet Ihnen die James-Joyce-Stiftung? — Die Stiftung ist eine kleine Oase, die ein Stück Lebensqualität schenkt. Wir haben europaweit wohl eine der umfangreichsten Sammlungen zu Joyce. Die Lesegruppen verleihen ausserdem gerade auch älteren Leuten gesellschaftlichen Halt. Nur leider fehlt das Geld. Die Dienstleistungen, wie bibliographische Auskünfte, bringen kaum was ein. Wenn das ein Millionär liest, darf er sich gern bei uns melden.

Kann man aus James Joyces Werken etwas lernen? — (*Überlegt lange*) Bestimmt. Was mich neben Joyces Gespür für Sprache immer besonders angesprochen hat, ist seine grosse Empathie für das menschliche Scheitern. Das Meiste, was wir unternehmen, sind keine Erfolgsgeschichten. Selten verläuft etwas nach Plan und man fragt sich immer: Ist das nun alles? Joyces Figuren geht es nicht anders. Deshalb gibt es bei ihm auch keine grossen tragischen Opfer und schon gar keine Happy Ends.

Was machen Sie am 16. Juni, dem nächsten «Bloomsday»? — Der von Joyce im «Ulysses» beschriebene Tag fällt diesmal auf einen Sonntag, sodass wir unsere Feier auf den Samstag vorverlegen. Wie gewöhnlich unternehmen wir eine Tour zu den Orten, die mit Joyce verbunden sind – also die Universitätstrasse und vor allem Fluntern, allenfalls noch der Platzspitz und das Seefeld. Dann werden die «Freunde der Zürcher James-Joyce-Stiftung» in der Stiftung zusammenkommen, mit Lesungen, etwas Musik und wohl auch einem Guinness. ◊



Savages
Konzert

Ende der Siebziger, Grossraum New York: Nach Punk, der kreischend und kotzend die Berührungsgängstlichen in die Flucht geschlagen hatte, entstand der Postpunk, gespielt von Bands wie Siouxsie and the Banshees oder Joy Division. In dunklen Kellergewölbem tanzten Jugendliche zum Sound verzerrter Gitarren und Analogsynthesizern die elterlichen Ideale in den Boden. Die Singenden waren oft schwarz gekleidet und bellten sich, vornehmlich morbide und düster-sexuell, ihren Frust von der Seele.

Postpunk ist spätestens seit The Strokes wieder im kollektiven Hörerbewusstsein angekommen. Doch die Zweitausender sind nichts für Puristen – die Genres fließen ineinander und werden entwurzelt. Genau da springen die blutjungen Savages aus London in die Bresche. Selbst vom notorisch skeptischen Webmagazin Pitchfork als Hoffnungsträger 2013 gehypt, stampfen die vier Frauen im wütenden Viervierteltakt zu ihren schwer verdaulichen, aber erstaunlich tanzbaren Songs, als wäre es 1977. Der Auftritt der Band gegen aussen ist streng durchgeplant, auf ihrer Website fordern sie in einer Art Manifest die animalischen Instinkte des Hörers heraus. Die androgyne Frontfrau Jehnny Beth stöhnt sich durch die Oktaven und hämmert dem leicht schockierten Zuhörer ihre Gedanken ins Ohr, derweil ihre Kolleginnen für das nötige Hintergrunddonnern sorgen. Im kleinen Kinski werden die vier Frauen ihr intensives Theater aufzuführen. Schlagzeug, Bass, Gitarre, Geheil und vermutlich ordentlich Kunstnebel werden für ein kathartisches Spektakel sorgen, während dem sich das Publikum ordentlich ausschwitzen darf. Anspieltipps für Interessierte: Husbands und She Will. Das Debut-Album Silence Yourself erscheint am 7. Mai. [sim]

Wann: 20.05.2013

Wo: Kinski

Eintritt: 26 Franken



Über Geld sprechen

Vortrag und aktivistische Kunst

Kürzlich mit der Abzockerinitiative und bald mit der 1:12- und der Mindestlohninitiative stellt das Schweizer Stimmvolk die Reichumsverteilung im Land in Frage. Passend dazu finden diesen Mai verschiedene Veranstaltungen statt, die dringlichen Fragen nachgehen: Was sind wirtschaftlich gesehen umsetzbare Regulierungsmassnahmen? Wo drängt sich die gesellschaftliche Notwendigkeit am stärksten auf? Was soll und muss der Staat und die Wirtschaft zur Umverteilung und der sozialen Gerechtigkeit beitragen?

Einsichten in den akademischen Diskurs gewährt der Vortrag «Die Sozialpolitik des Steuerstaates: Ungleichheit, Umverteilung und Steuerpolitik». Referentin Gisela Hürlimann ist Oberassistentin am Historischen Seminar der Universität Zürich und stellt ihr Forschungsprojekt zu den Themen Steuern, Wohlfahrtsstaat und Einkommensverteilung vor.

Aus einer künstlerischen Perspektive nähert man sich dem Thema bei der vom Theater Gessnerallee inszenierten «Südbühne für alle». Unter dem Titel «Let's talk about money, honey» hat das politisch motivierte Künstlerkollektiv «Die Neue Dringlichkeit» aus Zürich ein zweimonatiges Programm gestaltet. Es beinhaltet Workshops, Vorträge und Theateraufführungen wie «Polis3000: autonomia», dem Preisträger des Kapitalismuschredder-Festivals 2011, oder das «Anarchistische Frühstück», das ab dem 12. Mai jeden Sonntag um 12 Uhr zu Speis, Trank und Diskussionen einlädt. [gso]

Die Sozialpolitik des Staates

Wann: 02.05. 2013,

18:15 bis 19:45 Uhr

Wo: Rämistrasse 64, RAE 015

Let's talk about money, honey

Wann: 01.05 – 15.06.2013

Wo: Gessnerallee Südbühne



Talk to the Hand

Ausstellung

Wenn Menschen tagtäglich ihre Fäuste sprechen lassen, ein «Daumen hoch» geben, oder mit elegantem Gewische ihre Hightech-Geräte bedienen, dann lohnt es sich, die Kraft der Geste einmal genauer zu betrachten. Das tut die Gruppenausstellung «Talk to the Hand – sprechende Fäuste, patentierte Gesten» im Helmhaus Zürich. Die von Daniel Morgenthaler kuratierte Schau beleuchtet das Thema aus verschiedenen zeitgenössischen Blickwinkeln.

Ob bei den Protesten in der arabischen Welt oder beim «like»-Button auf Facebook, überall ist die Hand im Spiel mit den Emotionen. Die Ausstellung zeigt das breite Spektrum auf, in dem Gesten von der ultimativen Freiheitsbezeugung bis zur schleichenden Kanalisierung durch Technologiekonzerne mittels Patentierung reichen. Natürlich schwebt dabei die obligate Angst vor der Zukunft mit. Und diese ist vielleicht auch mehr Aufhänger der Ausstellung als wahre Bedrohung. Denn wer würde schon bezweifeln wollen, dass der Schritt von der Maus zum Touchscreen eine «manuelle» Befreiung war.

Dennoch lohnt es sich, die Fragen rund um die zeitgenössische Gestik anhand der 19 versammelten künstlerischen Antworten zu diskutieren. Ein Bild vom Gestischen in unserem Alltag kann man sich auf dem Instagram-Feed zur Ausstellung: «helmhaus_zuerich» machen. Vorausgesetzt, man ist bereits williger Konsument digitaler Bildschirmwischerei. [mik]

Wann: 03.05 – 23.06.2013

Wo: Helmhaus



Rosie

Film

«Rosie kämpft um ihre Würde, Sophie um die Anerkennung der Mutter, Mario um die Liebe von Lorenz. Und Lorenz? Dem ist das alles zu viel.» Mit diesen Worten stellt der Look Now!-Filmverleih das neueste Werk von Marcel Gisler vor, in dem der Regisseur zu seinen Wurzeln zurückfindet. «Rosie» deckt alle grossen Themen wie Familie, Autonomie und Liebe ab. Die Geschichte spielt in Altstätten, dem Ostschweizer Heimatort des 52-jährigen Regisseurs. Hauptfigur ist der schwule Schriftsteller Lorenz Meran, gespielt von Fabian Krüger (Der Sandmann).

Alle erfolgreichen Schriftsteller durchleben im Laufe ihrer Karriere eine Schaffenskrise. Lorenz ist gerade mittendrin. Dann ist da noch seine pflegebedürftige Mutter Rosie. Um sie ins Altersheim zu bringen, kehrt der Wahlberliner zurück in das heimische Rheintal. Doch da hat er die Rechnung ohne Rosie gemacht. Altersheim ist für sie keine Option und auch sonst wehrt sie sich gegen jede Art von Bevormundung. Lorenz sitzt erst einmal im ländlichen Altstätten fest. Rosie kämpft um ihre Würde, um Selbstständigkeit, Lorenz um sein eigenes autonomes Leben. Inmitten dieses ganzen Familiendramas übersieht Lorenz beinahe die grosse Liebe.

Marcel Gisler konnte mit diesem Film gleich mehrere Premieren feiern. «Rosie» ist sein erster Mundartfilm und dazu der erste Kinofilm seit 15 Jahren. Zusätzlich wurde das Schweizer Familiendrama zum Eröffnungsfilm der diesjährigen Solothurner Filmtage gekürt. Auf die Frage, ob das Werk autobiographisch geprägt sei, antwortete der Autor mit einem verschmitzten «Ja». Mit «Rosie» hat Marcel Gisler ein modernes Heimatwerk geschaffen, welches alltägliche Problemstellungen aufnimmt und diese auf amüsant überspitzte Art und Weise thematisiert. [mir]

Wann: ab dem 06.06.2013


Wo: in den Schweizer Kinos

Senf der Redaktion

Wir empfehlen:

Rizzi: «Blut muss fließen»


Dokumentarfilm



Mit einer versteckten Kamera im Knopfloch seiner Bomberjacke besuchte ein deutscher Journalist unter dem Pseudonym Thomas Kuban neun Jahre lang Neonazikonzerte in ganz Europa. Aus dem Filmmaterial entstand die 2012 erschienene und ausgezeichnete Doku «Blut muss fließen – Undercover unter Nazis». Sie gibt Einblick in eine Szene, in der Verschwiegenheit oberstes Gebot ist. Gezeigt werden Menschen, für die Lieder wie «Opa war Sturmführer bei der SS», Hitlergruss und Terror gegen Ausländer und Linke zur Selbstinszenierung gehören. Die neonazistische Subkultur setzt Kuban in den erweiterten Kontext von rechten Parteien und salonfähigen Populisten. So zeugt der Film auch von überlasteten Sicherheitsbehörden, unfähigen Politikern und einer ignoranten Gesellschaft, die solche Zustände überhaupt erst möglich machen.

Stoll: Enter the Void

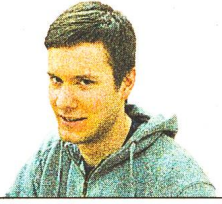
Film



Der französische Kultfilm ist eine visuelle Herausforderung. Die subjektive Perspektive zeigt die Welt von Oscar, einem Drogendealer in Tokyo. Durch seine Augen erlebt der Zuschauer Drogenrausch und Nahtoderfahrung und ist dabei an den Blick des Protagonisten gebunden. Jedes Blinzeln, jede Kopfbewegung Oscars wird von der Kamera aufgenommen, sodass im grell-farbigem Drogenrausch nicht nur die Filmfigur, sondern auch die Zuschauer die Orientierung verlieren. Trotz aller Rauschhaftigkeit bleibt die erblickte Welt, in der sich Oscar verliert, kühl, distanziert und künstlich. Gaspar Noés Werk ist keine leichte Kost, aber absolut sehenswert.

Ritter: Campus-Wahlsendung

Debatte




Die Wahl des Studierendenparlaments ist leider schon vorbei. Zum Glück kann sich, wer will, den Wahlkampf im Internet nochmal anschauen. Und das lohnt sich. Mein persönliches Highlight ist die TV-Diskussion auf dem Studiportal einer erzbürgerlichen Zeitung. In biederstem DRS-2-Hochdeutsch begrüsst ein steifer Moderator die Studipolitiker und fragt sie, ob Studierende Kunden sein sollen, Fleisch essen dürfen und, ob sie mehr Gebühren zahlen wollen. Die Studis bleiben stumm und halten Kärtchen hoch, auf denen «Ja» oder «Nein» draufsteht. Dann folgt eine Debatte zwischen dem Fachverein Jus (Protest ist schlecht!) und der linken KriPo (ihr verteidigt nur eure Pfründen!). Zum Schluss fordert die Interessengemeinschaft Irchel mehr Mikrowellen. Grosses Kino!

<http://campus.nzz.ch/politik/special-zu-den-vsuzh-wahlen>

Zander: Oltre la Curva

TV-Dokumentation




Fussball- und Eishockeyfans geniessen keinen guten Ruf in unserer Gesellschaft. Die wohl grösste Jugendkultur der Schweiz wird oft nur auf den Begriff «Hooligans» reduziert und so mit Gewalt in Verbindung gebracht. Das Problem ist nicht, dass von dieser Kultur ausserordentlich viel Gewalt ausgeht, sondern dass die Medien fast ausschliesslich darüber berichten. Das haben die Fans auch selbst zu verantworten, verweigern sie doch meist jeglichen Kontakt mit den Medien. Oltre la Curva bietet da eine bemerkenswerte Ausnahme. Die investigative TV-Journalistin Serena Tirani traf sich für die RSI-Sendung «Falò» mit zahlreichen Fans und sprach mit ihnen über ihre Kultur. Dabei herausgekommen ist eine empfehlenswerte und authentische Fernseh-Dokumentation.

<http://youtu.be/kESHMTWR3Ls>

Bäurle: Creative Nonfiction


Genre



Im Zeitalter katastrophaler Reality-Shows und nichtssagender Kolumnen tut es gut, dass einige talentierte Autoren zum Genre der Creative Nonfiction beitragen und einem so die Lust an Geschichten aus dem Leben wiedergeben. Dave Eggers, Margaret Atwood, Jonathan Franzen oder Will Self gehören dazu. Auch deutschsprachige Feuilletons und Essays aus Zeiten, in denen es noch was zu erzählen gab, sollte man ausgraben. Da findet man Perlen von Franz Kafka, Joseph Roth oder Egon Erwin Kisch. Noch besser: Selber in die Tasten greifen und sehen, was einen selbst gerade beschäftigt.

Luther: Paul is undead

Buch



Alan Goldshers Roman «Paul is undead» ist eine Liebeserklärung an die Beatles, wie sie absurder nicht sein könnte. Sie beginnt im Jahr 1980 mit dem Attentat auf John Lennon, das bei Goldsher allerdings keinen tödlichen Ausgang nimmt. John ist nämlich ein untoter Zombie. Mit dieser Grundannahme gestaltet sich auch die Bandhistorie der Fab Four etwas anders: John beisst Paul, George und Ringo, um mit ihnen für alle Zeiten die beste Musik aller Zeiten zu machen. Fazit: Ein netter (wenn auch blutiger) Streifzug durch ein Stück britischer Musikgeschichte.

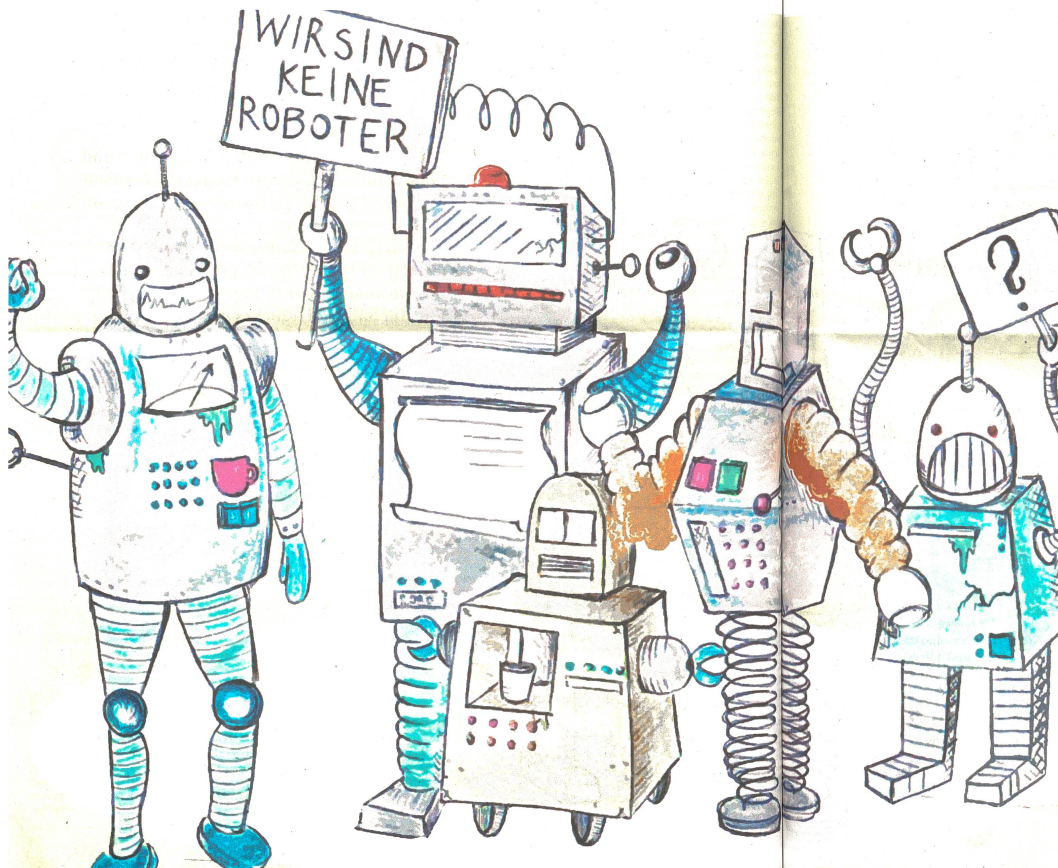
Schoop: REPORTAGEN

Magazin



Endlich habe ich es entdeckt! Das Magazin «REPORTAGEN». Wie der Name schon sagt, widmet es sich gänzlich der Textsorte Reportage. Seit langem fasziniert mich diese Textform, nicht zuletzt, weil ich nirgends sonst beim Lesen so gut in andere Welten abtauchen kann. Das seit 2011 alle zwei Monate erscheinende Heft liefert jeweils sieben grossartige Geschichten zu den ungewöhnlichsten Themen. Hier drei Beispiele: «Wohnen auf Friedhöfen in Manila», «Prostitution im Iran» oder «Ein amerikanischer Farmer, der in Afrika Frauen als Vogelscheuchen beschäftigt». Das Magazin ist mit 20 Franken pro Ausgabe zwar nicht ganz billig, dafür kommt es in Leinen gebunden daher und macht sich gut in jedem Bücherregal.

Das Praktikariat



28 Unterdurch für den Traumberuf

Niemand kümmert sich um die Generation Praktikum. Dabei schufteten viele nach dem Studium zu einem Hungerlohn.

30 Die Praktikanten-Firma

Ein Unternehmen stellt Praktikantinnen und Praktikanten ein, die pro Monat 100 Franken verdienen. Warum sie trotzdem zufrieden sind.

32 Keine Karriere für Geisteswissenschaftler

Die Career Days in Zürich gibt sich als Jobmesse für alle Studis. Eine ZS-Reportage zeigt aber: Phil-1er haben hier nichts zu suchen.

Die vergessene Generation Praktikum

Politik und Gewerkschaften interessieren sich kaum mehr für die Arbeitsbedingungen von Praktikanten. Dabei schufteten diese oft zu Hungerlöhnen.

Text: Michael Kuratli und Gianluca Sonanini
Bild: Louise Østergaard

Hochqualifizierte junge Erwachsene schufteten für wenig Geld. Statt nach jahrelangem finanziellem Verzicht endlich gut zu verdienen, bringen sie dem Chef Kaffee oder sortieren Akten – und das zu niedrigsten Löhnen. Vor ein paar Jahren sorgte sich die Öffentlichkeit noch um ausgebeutete Praktikantinnen und Praktikanten. Travail.Suisse, die Dachorganisation der Arbeitenden und Angestellten, stellte eine «zunehmende Praktikarisierung» fest und forderte gesetzliche Leitplanken. Der Begriff «Generation Praktikum» war in aller Munde.

Dann pffft das Bundesamt für Statistik (BFS) alle zurück. Knapp 18 Prozent der Hochschulabgänger machten laut dessen Studie 2005 ein Praktikum. Nur etwa 13 Prozent derjenigen, die bereits ein Praktikum hinter sich haben, hängen ein weiteres an. Das BFS entlarvte die «Generation Praktikum» als Mythos. Seither ist sie in Vergessenheit geraten. Neue Zahlen fehlen und auch Politik und Gewerkschaften scheinen das Interesse verloren zu haben. Das Thema habe sich verflüchtigt, heisst es bei Travail.Suisse.

Entlöhnung nicht zwingend

Praktika zählen rechtlich zu den Arbeitsverhältnissen mit Ausbildungszweck. Lukaz Grebski, Assistent am Lehrstuhl für Privat- und Arbeitsrecht an der Uni Zürich, sagt, dass mit Ausbildung unter anderem die «Zuweisung geeigneter Arbeit» und die «kritische Besprechung der Leistungen» gemeint ist. Die herrschende Ansicht sei, dass ein Praktikum nicht zwangsläufig entlohnt werden müsse. Der Lohn richte sich nach abgemachtem Arbeitsvertrag oder im Gesamtar-

beitsvertrag (GAV) festgelegten Regelungen. Damit stünde es schlecht um die Praktikanten.

Eine dieser Praktikantinnen ist Maria*. Die 24-jährige KV-Absolventin macht ein Praktikum bei einem privaten Radiosender als Redaktorin und Moderatorin. Sie hat Berufsmatura, zwei Jahre Erfahrung in der Werbebranche gesammelt und arbeitet nun für 500 Franken im Monat. Das sei schon hart. «Viele Arbeitgeber erwarten, dass Praktikanten noch bei den Eltern wohnen oder zumindest finanziell von ihnen unterstützt werden», sagt Maria. Sie hofft,

«Für meinen Traumberuf nehme ich den schlechten Lohn in Kauf.»

dass sie nach einem Jahr Praktikum eine Festanstellung erhält: «Für meinen Traumberuf nehme ich es in Kauf, dass ich wenig verdiene.» Von einer seriösen Ausbildung sei beim Privatrado allerdings wenig zu spüren. Das meiste sei «learning by doing», erzählt Maria.

Zwei Welten

Nach der Empfehlung der Medien-gewerkschaft Syndicom sollte ein Praktikant in der Medienbranche einen Mindestlohn von 4'175 Franken erhalten. Ob ein solcher Traumlohn bezahlt wird, liegt im Ermessen des Arbeitgebers. Die Branche kennt in der Deutschschweiz seit zehn Jahren keinen Gesamtarbeitsvertrag mehr. Thomas Zimmermann vom Schweizerischen Gewerkschaftsbund stellt fest, dass Praktikanten we-

gen kurzer Anstellungsdauer schwer zu organisieren seien. Er sieht dies mitunter als Grund dafür, dass sich niemand für bessere Bedingungen einsetze. Keimlinge gute Aussichten für Moderatorin Maria sind die Aussichten besser. Andreas* ist Masterstudent in Banking and Finance. Er absolviert seit einem Monat ein Praktikum in einer prestigeträchtigen Beratungsfirma. Mit der monatlichen Entlohnung von 3'500 Franken ist er zufrieden. «Ein paar anständige Anzüge musste ich

allerdings schon kaufen», sagt er und lacht. In seinem vier Monate dauernden Lern- und Arbeitsverhältnis fühlt er sich gut aufgehoben, obwohl die Lernkurve steiler sein könnte.

Andreas entschied sich, sein Studium zugunsten von praktischer Erfahrung zu unterbrechen, und ist mit dem Zeitrahmen ganz zufrieden. «Ich hätte nicht länger als ein Semester aussetzen wollen.» Er könne sich auch vorstellen, sich später bei der Firma für eine Festanstellung zu bewerben.

In der Finanzbranche scheint man Praktikanten also einiges zu bieten. «Im Hochlohnsektor sind die Firmen immer auf gut ausgebildete Angestellte angewiesen», sagt Gewerkschafter Zimmermann. Deshalb sind prekäre Arbeitsbedingungen dort seltener.

Mindestlohn als Chance?

Andreas verdient siebenmal mehr als Maria – trotzdem liegt er noch unter den Empfehlungen der Gewerkschaften. Zimmermann ist Kommunikations-

Die goldene Nase verdient sich erst, wer die Praktikantenkluft ablegt.



leiter der Mindestlohninitiative. Diese fordert einen Minimallohn von 4000 Franken pro Monat, beziehungsweise einen Stundenlohn von 22 Franken für alle Angestellten in der Schweiz. «Das ist eine Chance, im Praktikumswildwuchs Klarheit zu schaffen und qualitative Anforderungen zu definieren.» Doch falls die Initiative angenommen wird, müsste der Gesetzgeber Ausnahmen von dieser Mindestlohnregelung festlegen etwa für Arbeitsverhältnisse, mit Lerncharakter. Darunter fallen auch Praktika. Was dann geschehen würde, ist offen. Es könnte sogar sein, dass Arbeitgeber mittels Praktikumsstellen die Mindestlohnregelung umgehen würden.

Für die Gewerkschaften vom Tisch

Von 22 Franken pro Stunde kann Maria nur träumen. Andreas hingegen kommt dieser Forderung nahe. Praktikum ist nicht gleich Praktikum. Schwache Regelungen erlauben den Firmen, die Bedingungen festzulegen. Insbesondere dort, wo wie im Medienbereich, hunderte Abgänger der Fach- und Hochschulen auf den Markt drängen, sind die Löhne tief. Viele akzeptieren ihre prekäre Situation, in der Hoffnung, ihrem Traumjob ein Stück näher zu kommen.

Für die Gewerkschaften ist das Problem weitgehend vom Tisch. Und die Politik schiebt strengere Regelungen vor sich her. Vielleicht kommt ein neuer Input ausgerechnet von der Seite, die der Forderung nach Mindeststandards bei Praktika den Wind aus den Segeln genommen hat: Das Bundesamt für Statistik will 2014 neue Zahlen veröffentlichen. ♦

*Name der Redaktion bekannt.

Wo Praktikanten das Sagen haben

Bei der Firma Association ContentMakers erhalten die Praktikantinnen und Praktikanten so gut wie keinen Lohn. Trotzdem sind sie zufrieden.

Hundert Franken. So viel erhält Praktikant Roberto jeden Monat für seine Arbeit. Das hört sich an wie der Fiebertraum eines neoliberalen Unternehmers. Dabei verspricht das Motto der TV- und Multimediaproduktionsfirma, in der der 19-Jährige seit letztem Herbst sein einjähriges Praktikum absolviert, alles Andere als Ausbeutung: Selbstverwaltung statt Chefs und Anweisungen von oben.

Die Association ContentMakers (ACM), zwischen Coca-Cola-Fabrik und Autobahnausfahrt in der ebenso schmutzgrauen wie trostlosen Brüttseller Industriezone gelegen, wird ausschliesslich von elf Lernenden, Praktikantinnen und Praktikanten geführt und verwaltet. Hierarchiestufen sind nicht vorhanden, und so übernehmen letztere Aufgaben jenseits von «Hol mal ein Kafi!».

Gleichwertige Aufteilung

Diesen serviert Jeremie, der dienstälteste und erfahrenste Lernende. Er wirkt um einiges älter, als es seine 20 Jahre vermuten liessen. Mit der Souveränität und dem Elan eines gesetzten Geschäfts-

«Praktikantinnen und Praktikanten sitzen im Vorstand.»

führers erklärt er den Aufgabenbereich des Unternehmens (siehe Infobox), präsentiert seine aktuellen Projekte und gibt Auskunft über die Geschäftsphilosophie: «Bei der Verteilung der Aufträge spielen Position oder Arbeitsjahre der

Mitarbeitenden keine Rolle. Es zählt einzig das persönliche Engagement und Können.»

Die ACM ist stark gemeinschaftlich geprägt: Alle sind für alles verantwortlich. Auch Praktikantinnen und Praktikanten sind somit in geschäftliche Entscheidungsprozesse integriert und bestimmen die Richtung des Unternehmens mit.

Erfahrungsbonus

Im Büro wird an diesem Freitagmorgen fleissig gearbeitet. Die Praktikantinnen und Praktikanten sitzen vor ihren Computern und arbeiten die Aufträge ab. Unter anderem wird in der ACM die Jugendsendung VideoGang, die etwa auf Tele Top und immer häufiger im Social-Media-Bereich positioniert wird, produziert.

Roberto erklärt, dass er momentan hauptsächlich dabei sei, die komplette Sendeleitung von VideoGang Schritt für Schritt zu übernehmen. Dazu gehört die Planung der Redaktionssitzungen, das Delegieren der verschiedenen Aufgaben für die Produktion und die Organisation jeglicher Schritte, die für die Fertigstellung der Sendung nötig sind. «Ich lerne jeden Tag mehr dazu. Mit der Unterstützung eines Coaches kann ich den Überblick über die Sendung behalten und deren Management gut in den Griff bekommen», sagt der Praktikant, der seit diesem Frühling auch Sekretär im Vorstand ist.

Trotz der Unterstützung durch erfahrenere Mitarbeitende und ausserbetriebliche Coaches aus der Medienbranche sind die Praktikantinnen und

Praktikanten letztlich selbst für ihre Produkte verantwortlich.

Auch Alessandro (17), der zu den jüngsten Praktikanten bei der ACM gehört, musste schnell lernen, was Eigenverantwortung bedeutet. Er sei anfangs ein wenig überfordert gewesen, gleiche richtige Aufträge zu übernehmen. Vor ein paar Monaten habe er noch nicht

«Hätten wir mehr Einnahmen, würden wir höhere Löhne bezahlen.»

einmal gewusst, wie man ein geschäftliches Telefongespräch führt. «Hier lernte ich das innerhalb von kurzer Zeit. Für seine kaufmännische Lehre, die er nach seinem Praktikum beginnt, sei das ein grosser Vorteil: «Ich habe das andere dann schon voraus.»

Neben der Arbeit an den Projekten bekommen die Praktikantinnen und Praktikanten Einblick in Geschäftsadministration und Firmenführung. Bei den regelmässigen Unternehmenssitzungen sind sie auf Augenhöhe mit den Lernenden. Sie können sogar in den Firmenvorstand gewählt werden.

Höherer Lohn ist nicht möglich

Die Brüttseller Bude gilt als gutes Sprungbrett in die Branche. Ihre ersten Schritte machten hier etwa die Fernsehmoderatorin Viola Tami oder der ehemalige Radio-Energy-Kopf Jonathan Schächter.

So sehen auch Roberto und Alessandro ihr Praktikum vorwiegend als Vorbereitung auf ihre berufliche Zukunft

Engagement trotz miesem Lohn: Praktikanten bei der Arbeit in ihrer selbstverwalteten Firma.



ihre Lohn sei ihre gemachte Erfahrung. Am mageren Praktikumseinkommen ändert dies indes nichts. «Das macht mir überhaupt nichts aus», antwortet Roberto auf die Frage, was er von den hundert Franken hält. Es reiche für den täglichen Arbeitsweg mit dem Zug, und das sei okay. Er wusste von Anfang an, dass mit seinem einjährigen Praktikum kein Geld zu machen sein würde; das wurde gleich beim Bewerbungsgespräch mit Jeremie klargestellt. «Ich wohne noch zuhause und habe kein Auto. So funktioniert es eigentlich recht gut.»

Dass die ACM ihre Praktikantinnen und Praktikanten nicht besser bezahlen kann, liegt am Geschäftsmodell. Die Löhne und alle anderen Kosten werden einzig durch die Aufträge gedeckt. Die

se müssen die Mitarbeitenden selbst akquirieren und da bleibe am Schluss nicht viel Geld übrig. «Wir würden den Praktikantinnen und Praktikanten gerne höhere Löhne bezahlen», sagt Jeremie. Dazu wäre die Firma aber auf mehr Einnahmen angewiesen. «Sollten wir jährlich Aufträge für höhere Beträge erhalten, würden die Löhne selbstverständlich steigen.» Aber die finanzielle Situation lasse dies momentan einfach nicht zu. Im Moment würden die Leute bei der ACM von ihren Erfahrungen und Referenzen profitieren.

Für Alessandro indes geht der Lohn mehr als in Ordnung. Da er bis vor Kurzem noch zur Schule ging, seien die 100 Franken pro Monat für ihn «schon noch viel Geld.» ♦

ASSOCIATION CONTENTMAKERS

Das 2012 in «Association ContentMakers» umbenannte Unternehmen (bis dahin hiess es «Verein VideoGang») bildet seit 2008 Mediamatiker und Kaufleute aus.

Das Unternehmen wird von Lernenden und Praktikantinnen und Praktikanten geführt. Es produziert neben der hauseigenen Jugendsendung «VideoGang», die momentan auf den Privatsendern Tele Top, 3+ und 4+ ausgestrahlt wird, hauptsächlich Film- und Multimediainhalte für Schweizer Unternehmen.

Weiter ermöglicht es Jugendlichen, in ihrer Freizeit in Workshops Einblick in die Fernseh- und Medienproduktion zu erlangen.

Keine Karriere an den Career Days

Über 20 Firmen buhlen jährlich im Lichthof der Uni Zürich um die schlauesten Köpfe. Phil-I-Studis passen selten in ihr Beuteschema.

Text: Florian Schoop
Bild: Theo Zierock

Gelangweilt wendet die Recruiterin den Blick von mir ab. Nein, sie brauche keinen Geisteswissenschaftler. Seufzend mustert die Mitarbeiterin der Schweizerischen Nationalbank (SNB) die Besucher der Jobmesse. Ihre Geste lässt mich wissen: Ich bin hier überflüssig. Etwas ratlos stehe ich mitten im Lichthof der Uni Zürich zwischen fett gedruckten Firmenlogos und herausgeputzten Standbetreibern. Auf Plakaten stehen Slogans wie «A lifetime of opportunities» oder «Where skills join thrills». Willkommen an den Career Days.

Die Organisation AIESEC ist Veranstalterin der Jobmesse. Sie ist die grösste internationale Studierendenvereinigung der Welt und ist in 113 Ländern präsent. Das Hauptziel von AIESEC ist die «Ausschöpfung des Potentials unserer Gesellschaft», wie auf ihrer Webseite zu lesen ist. Die Career Days sind somit die Grundlage für diese Ausschöpfung von Humankapital.

«Wir brauchen keine Phil-ler»

Zwischen mir und der Recruiterin am Stand der SNB herrscht eine unangenehme Stille. Das spürt auch mein Gegenüber. Um der Situation ein Ende zu machen, fügt sie unmissverständlich an: «Wir brauchen keine Geisteswissenschaftler, das ist einfach so!» Klare Ansage. «A lifetime of opportunities» sieht anders aus. Nach meiner Abfuhr bei der SNB strande ich am Stand einer Consulting-Firma und verstehe erst mal gar nichts. Mit zahllosen Anglizismen wirbt die Recruiterin eifrig für ihr Unternehmen und sagt abschliessend: «Die Juniors sollen gleich Hands-on-Course

sein, um ihre Skills anzuwenden.» I see! Doch ob so ein Junior auch ein Germanist sein kann? «Ein Germaniker? Ui, da bin ich überfragt. So was ist mir noch nie untergekommen.» Trotzdem drückt sie mir zum Schluss eine Info-Mappe und einen Chupa Chups in die Hand.

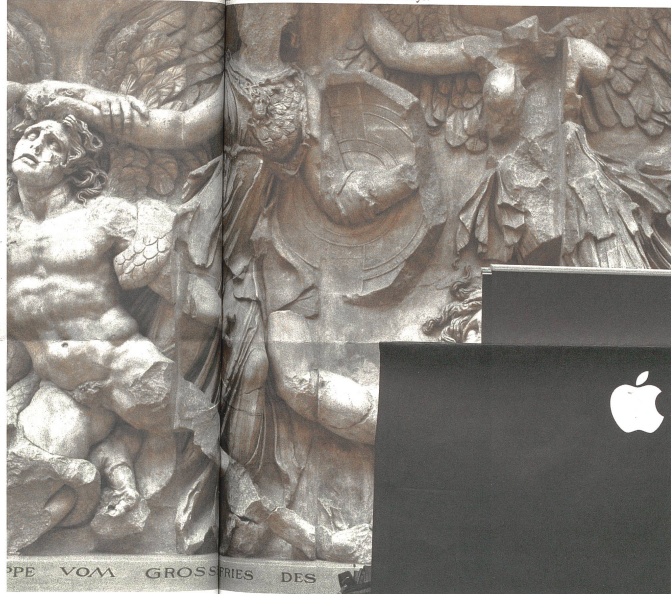
«Ui, ein Germaniker? So was ist mir noch nie untergekommen.»

Die Career Days finden in der Schweiz seit den 1970er Jahren statt und sollen alle Studierenden ansprechen. Das Ziel sei, bei den Unternehmen einen guten ersten Eindruck zu hinterlassen. Dazu gibt es auf der Webseite Anleitungen, wie man sich zu verhalten und zu kleiden hat.

Alles ziemlich sexy

Vor allem Letzteres scheinen sich die Besucher der Messe zu Herzen genommen zu haben. Um mich herum füllt sich der Lichthof mit apart gekleideten Menschen. Am Stand von L'Oréal stehen vier propere Burschen mit Segelschuhen und Hemden von Hollister und flirten mit einer Angestellten des Unternehmens. Daneben interessiert sich eine Studentin im sexy Cocktailkleid mit Ray-Ban-Hornbrille und Dutt für die Praktikumsangebote bei Deloitte. Ihr gegenüber steht ein sportlich aussehender Recruiter mit nach hinten gegeliger Frisur und gibt mit charmantem Lächeln Auskunft. Ziemlich schick und ziemlich sexy ist das alles. Ob mein Germanistikstudium bei den Schweizer Grossbanken ähnlich

Ziemlich abgeschlagen: Geisteswissenschaftlerinnen an den Career Days.



attraktiv ist wie das Äussere der Messebesucher, bezweifle ich. Trotzdem frage ich am Stand der UBS nach, ob es dort für einen Geisteswissenschaftler etwas zu holen gibt. Die Antwort überrascht mich: «Wir suchen querbeet», heisst es da. Auch bei der CS klingt es ähnlich: «Bei uns können sich Studierende aus allen Fächern bewerben. Das Gesamtpaket muss stimmen.» Doch bei meiner Frage, welche Stellen für mich denn konkret in Frage kämen, kommen die Bankangestellten ins Grübeln. Im per-

sonalwesen oder im Marketing finde ich vielleicht etwas Passendes. Allerdings gebe es dort nur wenige Stellen. Die «personality» muss «matchen». Ich verlasse die Grossbanken und gehe zum Stand von Apple. Hier trägt die Recruiterin keinen Anzug, sondern ein schwarzes T-Shirt mit einem weissen Apple drauf. Auch die Umgangsform ist anders. Ich werde penetrant geduzt. Kann ich vielleicht hier mit meinem Germanistikstudium punkten? «Bei uns

kommt es eigentlich nicht darauf an, was du studierst. Du musst aber bereit sein, an dir selbst zu arbeiten», sagt die Apple-Mitarbeiterin. Ihre Firma bietet ein zweijähriges Praktikum an, bei dem man nichts Anderes tut, als im Apple-Store zum Praktikumslohn iPads zu verkaufen. Ich möchte wissen, ob danach wenigstens die Chance auf eine Festanstellung besteht. «Grundsätzlich ja», antwortet die Recruiterin. Das hänge jedoch davon ab, inwieweit ich mich im Sinne von Apple

entwickle. Wichtig sei nämlich, dass meine «personality» mit der Philosophie des Unternehmens «zusammenmatche». Das matcht mir gar nicht. Ich verlasse den Stand.

Gesponserte Masterarbeit

Kurz vor dem Ausgang bleibe ich beim Tisch der Schweizer Eidgenossenschaft stehen. Dort gibt es gute Nachrichten. Der Bund sucht in allen Departementen Geisteswissenschaftler. Vor allem in der Kommunikation und im Kulturbereich sind sie gefragt, wie auf einem Flyer zu lesen ist. Während ich die Auslage der Broschüren betrachte, spricht mich eine Frau an. Sie sei von Ueli Maurers Militärdepartement und biete ganz tolle Praktika an. Mein verhaltenes Interesse hindert sie nicht daran, feurig für ihr Anliegen zu werben. Hier würden nämlich gar nicht alle in Uniform herumlaufen, wie viele denken. «Ein militärischer Rang ist nicht Pflicht. Wir stellen auch Zivilisten ein. Hier ist alles ganz normal», betont sie.

Erneut versuche ich ihr klarzumachen, dass ich kein Interesse daran habe, für ein Departement zu arbeiten, das ich als Untauglicher unfreiwillig subventioniere. Doch sie lässt nicht locker und bietet sogar an, mir die Masterarbeit zu finanzieren. Vorausgesetzt, ich wähle ein Thema, das für ihren Arbeitgeber von Interesse sei. Wie beispielsweise eine Untersuchung von Sprachregelungen im Militär. Auf meine Lüge, es mir mit der Masterarbeit zu überlegen, schenkt sie mir einen Handyputzer mit Schweizerkreuz drauf. Erst dann lässt sie mich ziehen. ◊ Die Fotos zur Reportage auf www.zs-online.ch

Wer einst die ZS-Redaktion bevölkerte

Wir lesen täglich ihre Texte oder sehen uns ihre Bilder an. Was viele nicht wissen: Sie waren früher bei der ZS.

«In meiner Erinnerung verbrachte ich die zwei Jahre ZS fast ausschliesslich in der Redaktion. Sie zahlte auch so miserabel, dass man sonst nirgends hingehen konnte. Die letzte Nacht vor Redaktionsschluss arbeiteten viele durch. Es gab ein winziges, grünes Redaktionssofa. Drehte man sich im Schlaf, fiel man auf den Boden und arbeitete weiter. Den Morgen feierten wir mit Billig-Whisky aus dem Denner. Es war eine glückliche Zeit und ich zumindest habe dort mehr fürs Leben gelernt als im Studium selbst. Das schrecklicher Weise wahrscheinlich deshalb, weil mein Leben danach fast gleich verlief.»

ZS PRESSE



Constantin Seibt (47)
Studium:
 Germanistik, Philosophie und Geschichte
Tätigkeit:
 Reporter beim Tages-Anzeiger
 Bei der ZS: 1992 und 1993

«Die Trasheminent John Waters trat auf. Der Erziehungsdirektor Alfred Gilgen trat ab. Vier Schrottfilmer «Blutgeil» traten vor Gericht. – Und ja, ich war dabei. Damals, 1995, als freier Mitarbeiter der ZS. Irgendwann schrieb ich auch den Satz: «Ein rasselndes Klapperschlangen-Arsenal brüllt eine totgesottene Spinne nieder.» Es ging um das letzte Album der US-Kultband Kyuss. Nüchterner, dachte ich, könnte ich später noch schreiben. Das dachte ich womöglich auch die damalige ZS-Redaktion.»

ZS PRESSE



Hans Jürg Zinsli (45)
Studium:
 Germanistik, Theaterwissenschaften und Journalismus
Tätigkeit:
 Filmredaktor bei der Berner Zeitung und Autor
 Bei der ZS: Mitte 90er-Jahre

ZS PRESSE



Marcel Hänggi (43)
Studium:
 Geschichte und Germanistik
Tätigkeit:
 Freier Journalist für zahlreiche Medien in der Schweiz und Deutschland
 Bei der ZS: 1993

«Journalistische Ambitionen hatte ich noch kaum welche. Aber ich träumte davon, Schriftsteller zu werden, und mein Idol Max Frisch hatte schliesslich auch mit ZS-Artikeln begonnen. Mein einziger Beitrag für die ZS, an den ich mich erinnere, war freilich ein Abfallprodukt: Ich hatte ihn der Weltwoche verkaufen wollen, die lehnte ab.»

«Ich machte mit der ZS eine überraschende Entdeckung. Ich war blutjung damals, ganz frisch an der ETH. Ich schrieb einen Beitrag über die Vorführung von Monty Pythons «Die Ritter der Kokosmuss» an der Filmstelle und schickte ihn der ZS. Die druckten das. Vollumfänglich. Und sie schickten mir 20 Franken nach Hause, in bar. Als die Zeitung ein paar Tage später erschien, setzte sich eine Studentin neben mich, sie wedelte mit der ZS, sagte: «Hast du das geschrieben?» Es war nicht einfach irgendeine Studentin, es war die Miss Pythagoras, die absolut hammermässigste Studentin unseres Semesters, vielleicht der ganzen ETH. Ein Prachtexemplar. Sie sagte: «Hey. So geil. Ich hab' in die Hosen gemacht vor Lachen.» Mein Herz galoppierte. War das möglich? Dass mich diese


ZS PRESSE



Mathias Ninck (44)
Studium:
 Umweltnaturwissenschaften, ETH Zürich
Tätigkeit:
 Redaktor «Das Magazin»
 Bei der ZS: Anfangs 90er-Jahre

Studentin, die mindestens tausend Welten, nein, Galaxien von mir entfernt war, anlächelte? Ja. Sie lächelte mich an. Ich machte mit der ZS also die Entdeckung, dass einen Frauen anlächeln können.»

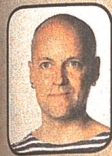
ZS PRESSE



Philippe Amrein (36)
Studium:
 Germanistik und Philosophie
Tätigkeit:
 Produzent Tages-Anzeiger
 Bei der ZS: 1996–1999

«Wie wir das jeweils geschafft haben, kann ich aus heutiger Warte nicht mehr vernünftig erklären. Aber: Wir haben es immer geschafft. Selbst wenn das einen laaangen Fussmarsch vom Büro in die Druckerei bedeutete, ausgeführt in den frühen Morgenstunden eines frostigen Novembertages – auf sehr dünnen Sohlen. Der Morgen war jeweils eine Mühsal, doch die durchgearbeiteten Nächte vor Druckschluss bestätigten mich in meiner Begeisterung für das auf Zeitungspapier gedruckte Wort, das ebenso flüchtig ist wie eine melancholische Liedzeile, die man liest und wieder unbewusst aufschnappt und mit sich durch den Alltag trägt.»

ZS PRESSE



Mathias Braschler (43)

Studium:

Geografie und moderne Geschichte

Tätigkeit:

Selbstständiger Fotograf

Bei der ZS: Anfangs 90er-Jahre

«Die zwei Jahre Uni und meine Tätigkeit für die ZS stand dem Anfang einer in der Zwischenzeit sehr erfolgreichen Karriere als Fotograf. An der Uni habe ich auch meine Lebensgefährtin Monika Fischer getroffen, mit der ich heute als Fotografen-Duo braschler/fischer in der ganzen Welt unterwegs bin.»

ZS PRESSE



Markus Storrer (42)

Studium:

Soziologie, Publizistik und Volkswirtschaft

Tätigkeit:

Redaktor bei DOK (SRF)

Bei der ZS: 1993-1994

«Die ZS war ein wunderbares Biotop für mich. Hier musste ich gleich alles miteinander lernen: schreiben, redigieren, korrigieren, Bilder suchen, Inserate akquirieren und auch noch ein wenig layouts. Ich habe bei der ZS gelernt, eigenständig und ganzheitlich zu arbeiten. Und jene Freiheiten zu nutzen, die sich einem bieten. Was ist mir sonst noch geblieben? Angetrunkene Jubelprosa auf die erste WM-Qualifikation der Schweizer Nati seit 28 Jahren. Wie ich mich verschämt in die Frauentoiletten der Uni schlich, um WC-Sprüche von den Wänden abzuschreiben. Und natürlich der Geruch der Labormäuse, die unterhalb vom ZS-Büro vor sich hin vegetierten.»

ZS PRESSE



Richard Wolff (55)

Studium:

Geographie, Ethnologie und Volkswirtschaft

Tätigkeit:

Frisch gewählter Zürcher Stadtrat

Bei der ZS: 80er-Jahre

Während der 80er-Bewegung gab ich ab und zu auf der ZS-Redaktion irgendeinen Beitrag ab. Häufiger war ich aber da wegen Hinweisen zur Veranstaltungsreihe «Zürich ohne Grenzen». Das daraus entstandene Buch wurde dann so etwas wie die Bibel der Stadtentwicklung Zürichs, eine Art Grundlage für die Entstehung einer Stadtentwicklungs-Debatte in Zürich.»

ZS PRESSE



Maurice Thiriet (33)

Studium:

Geschichte

Tätigkeit:

Redaktor beim Tages-Anzeiger

Bei der ZS: 2003-2008

«Wir hatten Ambitionen. Unsere Artikel sollten schnell sein wie ein Fluch, tief wie ein Roman, direkt wie ein Film, präzise wie ein Gedicht und glaubwürdiger als jedes Telefonbuch. Vor allem aber beschlossen wir, dem Deutschen als Männer-sprache den Garaus zu machen: Für kurze Zeit stand ZS für Zürcher Studentin und ihre Welt war ausschliesslich weiblich – die 7 Bundesräte waren die 7 Bundesrätinnen, es gab nur noch Managerinnen oder männliche Managerinnen, und Mörder verwandelten sich in Mörderinnen. Und versetzten schliesslich dem Experiment den Todesstoss.»

ZS PRESSE



Ursula von Arx (46)

Studium:

Germanistik und Philosophie

Tätigkeit:

Journalistin und Buchautorin

Bei der ZS: Anfangs 90er-Jahre

Die Zürcher Studentin war eine gute Vorbereitung auf das richtige Leben. Nachdem die Verantwortliche alles Geld beim Friseur und der Pediküre verprasst hatte, führte nur schlecht bis unbezahlte Selbstausscheidung zur fertigen Ausgabe. Besser als im richtigen Leben war die totale Macht über den Inhalt und die Form einer ganzen Zeitung, um etwa Roger Köppel mit einer hübschen jungen Frau aufs Titelblatt zu fotografieren. Meine Zeit bei der ultraminimalistischen Zürcher Studentin endete dann mit dem achten Absturz des Layoutprogramms Quark. Die Seite war achtmal fast fertig und ungesichert abgestürzt. Mäder sagte: «Jesus saves.» Ich: «Scheiss-Vulgärbegriff für weibliches Geschlechtsteil einsetzen)-quark!»

ZS PRESSE



Reto Gerber (42)

Studium:

Umweltnaturwissenschaften, ETH Zürich

Tätigkeit:

Redaktionsleiter ECO (SRF)

Bei der ZS: Mitte 90er-Jahre

«Sowohl ZS wie Polykum boten mir eine Möglichkeit, erste journalistische Gehversuche zu wagen. Das wiederum hat mir geholfen, in der Medienwelt Fuss zu fassen.»

ZS PRESSE



Philipp Anz (41)

Studium:

Geschichte und Germanistik

Tätigkeit:

Freier Journalist und Produzent

Bei der ZS: Anfangs 90er-Jahre

«Die elektronische Schreibmaschine, mit der ich Anfang der Neunziger meine ersten Texte für die ZS verfasste, gibt es schon lange nicht mehr. Leonard Cohens Album «The Future», das ich unter anderem damals besprochen habe, höre ich hingegen immer noch. Die Zeiten ändern sich, manches bleibt. Wie die ZS.»

Früh aufstehen



Dafür

Jeder Studi kennt dieses Szenario: Es ist früh. Sehr früh. Der Wecker klingelt schrill. Er weckt mit seiner Lautstärke den ganzen Wohnblock. Der aus dem Schlaf gerissene Studi würde sich am liebsten umdrehen und einfach weiterschlämmern. Dabei gibt es viele Gründe, um aufzustehen! Denn wie sagte schon der deutsche Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg: «Was hilft aller Sonnenaufgang, wenn wir nicht aufstehen?»

Wer früh aufsteht, hat drei entscheidende Vorteile: Erstens mehr vom Tageslicht. Dieses wirkt sich nämlich überaus positiv auf die Gesundheit aus: Es ist gut für den Stoffwechsel, kurbelt die Hormonproduktion an und kann Depressionen vorbeugen. Wer sich also früher aus dem Bett hievt, lebt gesünder.

Ein zweiter Vorteil für Frühaufsteher ist, dass sie ihre Ruhe haben. Unser hektischer Alltag ist voller Stress. Umso schöner ist es, wenn der geplagte Studi den Tag ruhiger angehen kann. Am Morgen hat man Zeit für sich, für ein ausgedehntes Frühstück oder die Zeitungslektüre.

Ein dritter Punkt, der für das frühe Aufstehen spricht, ist, dass viele wichtige Dinge schon am Vormittag erledigt werden können. Seien es Vorlesungen, Seminararbeiten oder Einkäufe: Wer früh aufsteht, hat diese notwendigen Aktivitäten schon vor dem Mittag abgehakt. Und dann gibt es nichts Besseres, als sich am Nachmittag hinzulegen, und den verpassten Schlaf auf einer sonnigen Wiese nachzuholen.

Dagegen

«Carpe diem» ist sicherlich nur dann zutreffend, wenn es ums Ausschlafen geht. Schliesslich macht dies die restlichen Stunden des Studi-Alltags viel lebenswerter. Mit den ersten Sonnenstrahlen zu erwachen, ist bestenfalls noch in den Wintermonaten annehmbar. Auch diese Option scheidet beim chronisch verhangenen Zürcher Himmel jedoch aus. Danach kräht in der urbanen Welt wirklich kein Hahn.

Wieso sollten es die Morgenstunden eines Tages sein, in denen wir uns nach dem qualvollen Aufraffen aus den Federn mit «Frühschichtlern» und Schulkindern in einen nervenaufreibenden Konkurrenzkampf begeben? Wozu sollen wir uns freiwillig in die überfüllten ÖV zwingen – und das, bevor wir den Morgenkaffee in einer endlosen Schlange erstanden haben?

Die Folgen dieses Ringens machen sich spätestens nach dem Mittagessen in Form einer ersten Müdigkeitswelle bemerkbar. Das verspürt der Langschläfer nach seinem Brunch nicht. Dieser wird auch mit geringerem Kaffeekonsum beschwingter durch den Nachmittag kommen. Denn während der Frühaufsteher schon bald in unruhigen Schlaf verfällt, findet die «Eule» abends leicht noch die Musse für akademische Arbeit oder einen ausgedehnten Umtrunk mit Freunden.

Vergleichend-empirische Soziofloristik



lich behandelt, und an den Hornveilchen beissen sich die Wissenschaftler den Löwenzahn aus. Allerdings soll bald ein im Keimen begriffenes Standardwerk (die Geraniendeutung) dem Laien helfen,

die komplizierte Symbolik auf Nachbars Terrasse zu entschlüsseln und so auf sehr zuverlässige Weise zu erfahren, ob er es ist, der immer sein Poschtiwägeli vor die Waschküche stellt. Unverblümt verkünden die Forscher überdies das Ende des Einflusses Max Webers auf die Soziologie, denn Balkonlilien hätten weder mit Kapitalismus noch mit protestantischer Ethik zu tun, sondern mit Integrität.

Die Exponenten der heute hier vorgestellten grossangelegten Urban-Feldstudie sind überzeugt, dass die Theoretiker, während sie im Elfenbeinturm Luhmann leben, ins Blaue spekulieren und auf keinen grünen Zweig kommen, in der bunten Welt der Alltagsflora der normalen Leute ins Schwarze träfen. Getreu der bislang falsch verstandenen Redensart «sagt mit Blumen» drücke sich das gesamte Weltbild von Herr und Frau Schweizer in ihren Balkonpflanzen aus. «Eine Tulpe sagt mehr

als hundert Worte», weiss der Projektsprecher. Unserem Reporter wurde gleichsam durch die Blume prophezeit, er sei zwar sicher ein sehr weltgewandter Journalist, doch werde sich auf seinem Fensterbrett höchstens etwas vertrockneter Rosmarin finden. In der Tat hat das Forschungsteam – keine Rose ohne Dornen – mit der zunehmenden Petunienabstinenz zu kämpfen und steht dem Aufstieg des Kräutergartens ratlos gegenüber. Auch die Mimose wird bis anhin eher stiefmütter-

Impressum

Zürcher Studierendenzeitung

91. Jahrgang
Ausgabe # 3 / 13
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung

Andrea Fröhlich
andrea.froehlich@medienverein.ch

Inserate

Zürichsee Werbe AG
Seestrasse 86 - Postfach, 8712 Stäfa
044 928 56 18
marianne.poechl@zs-werbeag.ch
Inserateschluss # 4 / 13: 11.09.2013

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

32'239 (WEMF 2011), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS - Zürcher Studierendenzeitung
erscheint 6-mal jährlich und wird an alle
Studierenden der Universität Zürich sowie an
einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur
nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert, sie
ist von der Uni unabhängig und finanziert
sich ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 4 / 13: 11.09.2013

Redaktion

Stefanie Bäurle, Johannes Luther,
Pascal Ritter, Andreas Rizzi, Florian Schoop,
Hanna Stoll, Corsin Zander
Email-Adressen der Redaktionsmitglieder:
vorname.nachname@medienverein.ch

Gestaltungskonzept

Kerstin Landis, Christoph Senn

Layout

Melanie Jost, Pascal Ritter, Melanie Sauter

Mitarbeit

Thomas Bernhart, Andrea Cattani,
Andrea Fröhlich, Nina Kunz,
Michael Kuratli [mik], Myra Lätsch,
Mirjam Milenkovic [mir],
Simeon Milkovski [sim], Melanie Sauter,
Gianluca Sonanini [gso], Angelina Tovirac,
Simon Truog

Bilder und Illustrationen

Tamara Aepli, Natalja Burckhardt,
Andrea Cattani, Jan Gollob, Myra Lätsch,
Louise Østergaard, Florian Schoop,
Theo Zierock, Evelyne Zinsstag

Lektorat

Severin Frohofer
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 3 / 13

Ideal - Deine blauen Augen

Leserbriefe

«Ihr wisst nicht, wie's sich verhält mit dem regelkon- formen Einsatz des Apostrophs (Apostroph's?).»

ZS #2 / 13, «Glutmut's Erzählung»

Ich habe mich fremdgeschämt, als ich den Text von Carlo Anton Crameri auf S. 30 ff. in der aktuellen ZS gelesen habe («Glutmut's Erzählung»). Ihr wisst offensichtlich nicht, wie's sich verhält mit dem regelkonformen Einsatz des Apostrophs (Apostroph's?) im Deutschen. Ich muss euch bitten und rügen: Solches darf nicht vorkommen in einer Studierendenzeitung. Einfach nicht. Und ich will's dort nie wieder sehen.

Caroline

Anmerkung der Redaktion: Die vier Seiten mit «Glutmut's Erzählung» waren ein Beitrag der «Akademie für Zeitgeist», die diesen Text auf Inserateseiten abdrucken liess. Die Redaktion hatte darauf keinen Einfluss.

Auf zs-online:



Konrad Albrecht tritt zurück

Weil ihm die Studierendenpolitik zu destruktiv wurde, zog StuRa-Büromitglied Konrad Albrecht die Konsequenzen. Er kritisiert auch eine mangelhafte Führung, bleibt aber im Studierendenrat.



Anekdoten von ZS-Promis

Wir haben Dutzende ehemalige ZSler nach ihren Erinnerungen gefragt (siehe S. 34 - 45). Einige von ihnen haben so ausführlich geantwortet, dass wir ihre Erzählungen in voller Länge online bringen.

LESERBRIEFE

Wir freuen uns über Reaktionen zu unserer Zeitung. Kürzere Leserbriefe haben eine grössere Chance, veröffentlicht zu werden. Die Redaktion behält sich vor, ohne Rücksprache Kürzungen vorzunehmen. Anonyme Leserbriefe ohne Absender werden nicht publiziert. Natürlich können alle unsere Texte auch auf unserer Homepage kommentiert und diskutiert werden:

www.zs-online.ch

Postadresse:

Medienverein ZS

Rämistrasse 62

8001 Zürich

E-Mail: redaktion@medienverein.ch



[www.facebook.com/
medienvereinZS](http://www.facebook.com/medienvereinZS)



@zsonline



www.zs-online.ch



Europa-Park

Europa-Park

ab
CHF 79.-

WIR BRINGEN SIE ZUM EUROPA-PARK! ÜBER 5 ROUTEN, WOVON 4 TÄGLICH VERKEHREN, REISEN SIE BEQUEM IM COMFORT-BUS NACH RUST.

Auch 2013 erwarten Sie wieder viele Highlights im Europa-Park. Spannung pur bieten die vielen rasanten Achterbahnen und die zauberhaften Erlebniswelten. Lassen Sie sich in diese Fantasiewelt entführen und entfliehen Sie für einige Stunden dem Alltag.

Informationen & Buchung unter
www.rustexpress.ch



Outlet City Metzingen

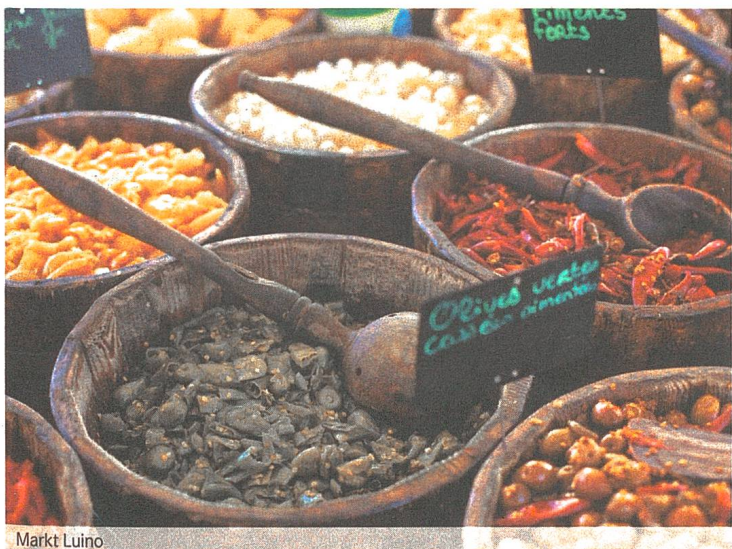
Outlet City Metzingen

ab
CHF 44.-

DAS ERFOLGREICHSTE FASHION OUTLET EUROPAS MIT ÜBER 60 PREMIUM BRANDS UND DAUERHAFT 30 - 70% REDUZIERTEN PREISEN.

Mit EUROBUS reisen Sie auf direktem Weg ins Shopping-Mekka. Zudem profitieren Sie von Sonderangeboten und Rabatten, die speziell nur für EUROBUS-Kunden gelten! Zur MwSt.-Rückerstattung halten wir auf der Rückfahrt kurz an der Zollstelle.

Informationen & Buchung unter
www.eurobus.ch/outlet



Markt Luino

Markt Luino

ab
CHF 44.-

STÖBERN SIE DURCH DEN MARKT VON LUINO UND GENIESSEN SIE DEN TAG AM LAGO MAGGIORE. BESONDERS BELIEBT SIND DIE LOKALEN UND REGIONALEN LEBENSMITTEL UND SPEZIALITÄTEN.

Das hübsche Städtchen Luino liegt am linken Ufer des Lago Maggiore und ist international durch seinen Wochenmarkt bekannt, der jeweils am Mittwoch stattfindet und ein ausserordentlich vielseitiges Angebot bietet.

Informationen & Buchung unter
www.eurobus.ch/luino

Tagesfahrten
vom Spezialisten

Buchen Sie jetzt:

Tel. 044 444 16 00
www.eurobus.ch





Starke Komposition

Konzertkarten Lucerne Festival 2013:

Studierende und Roche-Mitarbeitende erhalten im Vorverkauf 50% Rabatt auf ausgewählte Konzerte.

Details und Buchung auf:
<http://commissions.roche.ch>

Unsere Innovationen
helfen Millionen Menschen,
indem sie Leid lindern und
Lebensqualität verbessern.
Wir geben Hoffnung.

